

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1909

### 3. Kulturstufen

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-3067](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-3067)

## Drittes Kapitel.

### Kulturstufen.

An den Geschehnissen, die in Ilias und Odyssee erzählt sind, haben historische Erinnerungen und geographische Anschauung höchst greifbaren Anteil. Diese Erkenntnis, zu der die unermüdliche Arbeit des Spatens und die nicht minder eindringliche des spürenden Verstandes zusammengewirkt haben, wäre niemals gewonnen worden, wenn nicht zunächst in kulturgeschichtlicher Beziehung die Angaben des Epos durch die Ausgrabungen eine früher für unmöglich gehaltene Bestätigung gefunden hätten. Je genauer das Leben der mykenischen Zeit, wie man sie nach dem Hauptfundorte der Überreste benannte, in Gerät und Waffen, Metall und Töpferware, Kleidung und Schmuck, Handwerk und Kunstübung erkannt wurde, je mehr sich die Einzelheiten zu einem deutlichen Bilde der Kultur jener Epoche zusammenschlossen, desto sicherer wurde die Übereinstimmung: das war die Welt — eine Welt der Wirklichkeit —, in der die homerischen Menschen gelebt haben.

Über die Bedeutung des *θριγκὸς κράνοιο* (η 87) im Hause des Alkinoos war viel gestritten worden, bis Helbig (HED.<sup>2</sup> 105) überzeugend nachwies, daß dies eine Verzierung aus blauem Glasfluß oder Smalt gewesen ist, durch den die Farbe des kostbaren Lasursteines nachgeahmt wurde; und was ihm zu dieser Deutung verholfen hat, waren die Plättchen aus grünlichem oder bläulichem Smalt, die in Mykene in den Schachtgräbern und anderwärts gefunden sind und durch ihre Gestalt erkennen lassen, daß sie zu einem friesartigen Schmuck, etwa an hölzernen Sarkophagen oder Kasten, gedient haben. In den Waffen und Werkzeugen der mykenischen Zeit ist Bronze das herrschende Metall<sup>1)</sup>; und dieselbe

1) In der untersten Schicht von Hissarlik sind neben Waffen und Werkzeugen von Stein auch Nadeln und ein Messer aus so gut wie reinem (d. h. nicht absichtlich mit Zinn gemischtem) Kupfer gefunden worden; in

Stellung nimmt sie bei Homer ein. Ausdrücke wie *χάλκεον ἔγχος* oder *ἀναχμῆνον ὀξεί χαλκῶ* mögen zuerst dadurch entstanden sein, daß man die eiserne Waffe als Fortschritt gegen die steinerne ansah und rühmen wollte; aber das ist auch die einzige Spur, in der sich bei Homer eine leise Nachwirkung der Steinzeit äußert. Sicher ist es kein Zufall, daß der Schmied *χαλκεύς* genannt wird, auch wenn er Gold und Silber bearbeitet. Zu sehen, wie Bedeutendes gerade hierin die Mykenäer geleistet hatten, war eine der größten Überraschungen. Selbst der Schild des Achill, obwohl ein Werk der Phantasie, bekam nun doch eine Anknüpfung an die Wirklichkeit: sowohl die Gegenstände, die der Gott dargestellt, wie die Technik, deren er sich bedient haben sollte, entsprachen dem, was wir in einer leider nur so kleinen Probe wieder vor Augen sehen, dem bekannten Bruchstück einer silbernen Schale mit dem Bilde der Verteidigung einer Stadt. Auch die Bewaffnung, die Homer sich vorstellt, war im wesentlichen dieselbe, die wir auf Denkmälern der mykenischen Epoche finden. Die Darstellungen des Schildes auf der Dolchklinge mit Löwenjagd, auf Ringen und geschnittenen Steinen, und die Stellen an denen Homer von seiner Handhabung spricht, erläutern sich gegenseitig, wie dies zuerst von Helbig (HED.<sup>2</sup> 315 ff.), dann genauer von Kluge und Reichel nachgewiesen worden ist. Die gleiche Übereinstimmung wie in dem, was man besaß und gebrauchte, zeigte sich in bezug auf solche Kulturerrungenschaften, die noch fehlen — oder wieder fehlen. Schriftbedeckte Täfelchen aus Ton, die auf Kreta in Menge gefunden worden sind, gehören einem zwar älteren, doch auch ferner stehenden Kulturkreise an, über dessen Verhältnis zu dem durch Mykenä und Tiryns vertretenen gestritten wird; und die Schriftzeichen selbst, bisher unentziffert, sind eher geeignet die Ansicht zu bestätigen, daß die Träger der kretischen Kultur — *Ἐπεόκρητες* nennt ja auch der Odyssee-Dichter τ 476 im Gegensatze zu den griechischen Stämmen, die er auf der Insel erwähnt — Fremde gewesen seien. Innerhalb der sicher griechischen Entwicklung, die

allen darüber liegenden Schichten ebenso wie in Mykenä, Tiryns und sonst in Griechenland finden sich keine Spuren der Kupferzeit. Die Frage, ob eine solche überall der Bronzezeit vorangegangen sei, scheint von Sachkundigen mehr und mehr bejaht zu werden. Darüber handeln eingehend Montelius, *Archiv für Anthropologie* 21 (1892) S. 19. 32 f. und 33 (1894) S. 425 ff., und Much, *Die Kupferzeit in Europa* (1893) S. 226 ff.

wir mit dem Epos vergleichen dürfen, gibt es von Kenntnis der Schrift, die auch jenem fremd ist, kein Denkmal; und Götterbilder, die den Mittelpunkt des Kultus ausmachen könnten, fehlen hier wie dort.

Aber ein Unterschied tritt doch hervor. So wenig die vielfachen Berichte von Opfer und Gottesdienst, die bei Homer vorkommen, einen Zweifel darüber lassen, daß der Dichter an ein künstlerisch ausgeführtes und geschmücktes Bild der Gottheit nicht denkt, so erzählt er doch einmal (Z 273. 303) ausdrücklich von einem Sitzbilde der Athene, dem Antenors Gattin Theano, die Priesterin, im Namen der troischen Frauen einen Peplos als Weihgabe in den Schoß legt<sup>2)</sup>. Und gerade in demselben Buche (Z 468) werden die *σήματα λυγρά* erwähnt, die Proitos dem Bellerophon, *γράφας ἐν πίνανι προκτῶ*, zur Bestellung an den König von Lykien mitgibt; daß hier an wirkliche Schrift gedacht ist, hätte nie bestritten werden sollen und ist jetzt wohl allgemein zugegeben<sup>3)</sup>.

2) Reichel, Vorhellenische Götterkulte (1897) S. 54 f., glaubte aus dem Wortlaute der Stelle, an der das Fehlen einer Beschreibung des Bildes allerdings auffällt, zu erkennen, daß ursprünglich der Dichter gar nicht an ein Bild gedacht habe; vielmehr sei hier ein Rest uralten Gottesdienstes, die Priesterin habe das Gewand »mittelbar in den Schoß der unsichtbar gegenwärtigen Göttin« gelegt. Dieser Auffassung von Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἡμυόμοιο widerspricht wohl mit Recht Otto Kern, Strena Helbigiana (1900) S. 455 f.; dagegen wieder Reichel, Hom. Waff.<sup>2</sup> 453.

3) Damit unterschreibe ich nicht das Urteil von Karo (Archiv für Religionswiss. 7 [1904] S. 117), daß die »achäischen Paläste von Knosos und Phaistos« durch die Bilderschrift des zweiten Jahrtausends v. Chr., von der sie so reiche Proben bewahrt haben, »die Fabel des 'schriftlosen' homerischen Zeitalters endgültig zerstört« hätten. Durch die glänzenden Entdeckungen von Evans ist festgestellt, daß im Kulturgebiete des Ägäischen Meeres lange vor Einführung des phönizischen Alphabetes ein ganz anders geartetes Schriftsystem bekannt und gebräuchlich war; ob aber diese Schrift von griechisch redenden Menschen benutzt worden ist zur Bezeichnung griechischer Worte, ist noch nicht festgestellt. Aus der Tatsache, daß die Annahme des phönizischen Alphabetes ein grundlegendes Ereignis für die griechische Kulturentwicklung gebildet hat, möchte man eher schließen, daß die Frage verneint werden muß. Wenn heute die »kretisch-mykenische« Periode als Einheit aufgefaßt wird, so ist dabei doch wohl zunächst an eine Aufgabe gedacht: die Zusammenhänge nachzuweisen, die Unterschiede zu erklären. Zur Lösung dieser Aufgabe könnte gerade der Umstand etwas beitragen, der bestehen bleibt, daß das Epos nur an der einen Stelle in Z vom Gebrauche der Schrift etwas weiß, und daß man an dieser einen Stelle noch zu empfinden meint, wie dem Sprechenden die *σήματα λυγρά* etwas Fremdes, Unheimliches sind.

Der vorherrschende Gebrauch des Erzes in den mykenischen Waffen und Geräten schließt nicht aus, daß doch auch einige steinerne Werkzeuge und Pfeilspitzen in den Trümmern von Tiryns und in den Schachtgräbern zum Vorschein gekommen sind, während andererseits bei Homer schon der Gebrauch des Eisens beginnt. Und, der stärkste Abstand, ja ein voller Gegensatz tritt uns in der Behandlung der Toten entgegen: bei Homer werden sie verbrannt, von den Mykenäern sind sie in Felsschachten oder Kuppelgräbern beigesetzt worden. Welches Verfahren das ältere sei, läßt sich nicht ohne weiteres entscheiden; in all den übrigen Fällen aber ist auf den ersten Blick deutlich, daß die jüngeren Ansätze in der homerischen Kultur enthalten sind.

Immerhin, von der zuletzt erwähnten, umfangreicheren Erscheinung abgesehen, sind es eben nur Ansätze, die den Gesamteindruck nicht aufzuheben brauchen, daß zwischen der Kultur, in die Homer uns versetzt, und der, die wir seit Schliemanns Ausgrabungen kennen gelernt haben, enge Verwandtschaft besteht. Denkmäler und Kleinfunde auf der einen Seite, die Erzählungen des Epos auf der anderen ergänzen sich in der erwünschtesten Weise, so daß wir gar nicht anders können als herüber und hinüber greifen, um das eine Bild des Daseins durch das andere und dieses wieder durch jenes anschaulich zu machen.

Aber sind denn Ilias und Odyssee in mykenischer Zeit entstanden? Ihre Verfasser lebten doch Jahrhunderte später und waren Ionier. Sollen wir annehmen, daß sie ein anderes Leben schilderten, als das welches sie selbst kannten? Diese Schwierigkeit hat zuerst Wilamowitz hervorgehoben (HU. 294 ff.). Indem er das Alter der Schrift bei den Griechen untersuchte und nachwies, daß sie zur Zeit als die Ilias entstand dem ionischen Adel notwendig bekannt gewesen sein müsse, drängte sich ihm das Bedenken auf, wie es denn komme, daß Homer davon nichts erwähne; und er fand »keine andere Lösung als die von Aristarch so oft angewendete: daß der Dichter mit Absicht die Sitten der Heroen »von denen seiner Zeit unterscheidet«. In ähnlicher Weise sieht Ed. Meyer die Dinge an. Er glaubt in dem, was das Epos über die Besitzverhältnisse und die Verteilung der Stämme in Griechenland und Kleinasien andeutet, ein »geflissentliches Ignorieren« der Gegenwart zu erkennen (GA. § 47). »Mit vollem Bewußtsein«, heißt es (§ 45), »suchen die Epen alles aus ihrer Schilderung der

»Völkerverhältnisse fernzuhalten, was jünger ist als die Epoche  
 »der Heroenkämpfe, so vor allem die Besiedelung der kleinasiati-  
 »schen Küsten und die Eroberung des Peloponnes durch die Dorier.«  
 So formuliert fordert die Ansicht nun doch zum Widerspruch heraus,  
 den sogleich, an Wilamowitz anknüpfend, Studniczka erhoben hat<sup>4)</sup>;  
 seine Einwendungen sind vielleicht deshalb zu wenig beachtet wor-  
 den, weil gerade auf dem von ihm bearbeiteten Gebiete auch im  
 wirklichen Leben bei den Griechen ein sehr konservativer Sinn  
 gewaltet hat. Wir müssen die Frage von neuem und in ihrer  
 allgemeinen Bedeutung prüfen.

Sollte wirklich auf einer so frühen Stufe der Poesie das  
 Bewußtsein von dem eigenen Tun und die Fähigkeit des Abstra-  
 hierens schon so kräftig gewesen sein, daß eine absichtliche Schei-  
 dung der Zustände, die man beschrieb, und derer, in denen man  
 selbst lebte, möglich war? Uns Modernen ist diese Kunst, die  
 dem Dichter des Heliand so gut wie den Malern der Renaissance  
 fremd war, allerdings geläufig; sie ist bis zur Künstelei ausgebildet,  
 und diese bereits wieder vielen zur Natur geworden. Aber der  
 Gedanke, daß die Dichter der Ilias eine ähnliche Selbstverleugnung  
 geübt hätten, widerspricht jeder geschichtlichen Analogie. In dem  
 Dankliede für den Untergang der Ägypter im Roten Meer, das  
 Exod. 15 dem Helden des jüdischen Volkes in den Mund gelegt  
 ist, heißt es (V. 13. 15): »Du geleitetest mit Deiner Huld das Volk,  
 »das Du befreit hattest; Du führtest es mit Deiner Macht zu Deiner  
 »heiligen Wohnstätte. Damals erschrakten die Stammesfürsten Edoms,  
 »die Anführer Moabs ergriff Beben; es verzagten alle Bewohner  
 »Kanaans.« Die Befangenheit in den eigenen Anschauungen, ver-  
 möge deren hier der Dichter den Moses so sprechen läßt, als wäre  
 in seiner Zeit bereits das gelobte Land erobert und die Wohnstätte  
 Jahwes auf Zion gegründet gewesen, ist für die Denkweise einer  
 literarisch naiven Zeit durchaus das Natürliche. Wenn also in den  
 Erzählungen der Ilias die griechischen Ansiedelungen in Kleinasien,  
 die zur Zeit ihrer Verfasser schon bestanden, nicht berücksichtigt  
 werden, so beruht dies gewiß nicht auf Absicht, sondern bedarf  
 einer anderen Erklärung. Man denke doch nur an die Harmlosig-  
 keit, mit der ein im übrigen so überlegt schaffender Dichter wie

4) Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht (Abhandlungen  
 des archäol.-epigraph. Seminars in Wien VI, 1886) S. 40.

Shakespeare die Griechen und Römer in seinen Tragödien darstellt. Daß er sie auf den Schlag der Uhr hören und wo es ihm gerade paßt von Brillen, Batterien u. dergl. reden läßt, ist noch das wenigste; die Gedanken, mit denen er sie ausstattet, die Interessen, von denen er sie erfüllt zeigt, sind durchaus die der Engländer seiner Zeit. Und dabei hat er natürlich so gut wie seine Zuschauer gewußt, daß er Ereignisse und Personen einer fernen Vergangenheit vorführte. Dieses Bewußtsein fehlte auch den griechischen Tragikern nicht; und doch ließen sie in die Reden ihrer Personen das einfließen, was sie selbst dachten. Die Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses, die hier Wilamowitz verdankt wird, beruht zum guten Teile darin, daß er, zugleich scheidend und verbindend, es unternommen hat, nicht nur die Dichtung eines Euripides sondern auch ein Werk wie die Orestie aus den Zuständen und Strebungen der Zeit zu verstehen, in welcher der Dichter sie schuf. Daß auch Sophokles auf diese Art der Deutung Anspruch hat, auch er mit lebhaftem Sinn die Gegenwart erfaßte und auf sie, durch das was er seine Personen sagen ließ, zu wirken dachte, zeigt als ein allerdings besonders starkes Beispiel der Aias, in dem die Feindschaft gegen Sparta zu leidenschaftlichem Ausdrucke kommt. Was bei solcher Betrachtung die tragische Poesie der Griechen an weltabgeschiedener Vollkommenheit verliert, das gewinnt sie an Kraft und Blut, an Fülle lebhafter Gedanken, die sie aus dem Leben, in das mitten hineingestellt sie erscheint, in sich aufnimmt, um selbst wieder als tätiges Glied an diesem Leben mitzuschaffen. Und an einer so frischen Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum hätte das Epos keinen Anteil gehabt? Können wir das glauben? sollen wir es gar, wie Aristarch getan zu haben scheint<sup>5)</sup>, für einen Vorzug halten?

Fast sieht es so aus, als bliebe uns nichts anderes übrig. Mehr als einmal geben ja die Sänger selbst zu verstehen, daß sie von einer Zeit sprechen, die nicht mehr ist, indem sie die körper-

5) Adolf Roemer hat es durch scharfsinnige Verwertung der von ihm gesammelten Beispiele sehr wahrscheinlich gemacht, daß Aristarchs Bemerkungen über die Sorgfalt, mit der Homer Anachronismen vermeide, durch Vergleichung des epischen Gebrauches mit dem der Tragiker angeregt worden seien. (Zur Kritik und Exegese von Homer, Euripides, Aristophanes und den alten Erklärern derselben, in den Abhandlungen der Bayer. Akad., philos.-philol. Kl. 22 [1903/4]; S. 584 ff.)

lichen Kräfte ihrer Zeitgenossen mit denen der früheren Helden, über deren Taten sie berichten, in Gegensatz stellen (A 260 und 272. E 304.  222). Dazu würde es stimmen, wenn sie sich bemüht hatzen, die Menschen in der Dichtung von anderen Zuständen umgeben zu zeigen, als in denen sie selbst lebten. Aber woher sollten sie wissen, daß und inwiefern die Sitten der Vorfahren andere gewesen waren als ihre eigenen? Aufzeichnungen darüber gab es doch nicht; mündliche Überlieferung aber konnte nur in dichterischer Gestalt bestehen<sup>6</sup>). So hilft jener Gedanke, wenn man ihm nur entschlossen zu Leibe geht und ihn zu greifen sucht, zu seiner eigenen Widerlegung: vor den »Anfängen« des Heldengesanges, wenn dieser von Anfang an archaisierend gewesen sein soll, müſste es eine noch alttere Poesie gegeben haben, die wir uns auch doch wieder nur als eine epische vorstellen können. Das wäre denn also erst der eigentliche, schöpferische Anfang; und der war sicher frei von konventionellem Zwang, unbeirrt durch das Bedenken, daß die Vergangenheit ein anderes Kleid getragen habe als die Gegenwart.

Was hier so leicht irre führt, ist der Ausdruck »homerisches Zeitalter«. Welches ist damit gemeint? die Zeit, als die oler in Thessalien zuerst von Agamemnon und Achilleus sangen, oder die der ionischen Epigonen, die den überkommenen Liederstoff sich mundgerecht machten und ordneten? die Periode der Blüte des Heldengesanges, oder die in welcher unsre Ilias und Odyssee vollendet wurden? rechnen wir dem »homerischen Zeitalter« die altsten Sänger zu, von denen Bilder Beiwörter Redewendungen geschaffen worden sind, in deren Munde das, was später Formel wurde, noch lebendig war, oder die späten Träger einer langen Tradition, die gern eine fertige Sprache für sich dichten und denken ließen? Wilamowitz, wo er dem Epos die bewußte Tendenz des Archaisierens zuschreibt, spricht ausdrücklich von den »uns erhaltenen epischen Gedichten«, denen die Zeit der »Fixierung des epischen Stiles« weit vorausliege. Aber seine Darstellung schloß

6) Daß Georg Finsler Herm. 41 (1906) S. 433. 435 für die Zeit, in der die Ilias entstand, »überlieferte Prosaerzahlung« für möglich hält, sei als Tatsache verzeichnet. Diese Vorstellung steht zu allem, was wir seit Herder von der altsten Geschichte des menschlichen Denkens zu erkennen meinen, in solchem Widerspruch, daß sie wohl nicht als diskutierbar gelten kann. Gerade auch die Entstehung der griechischen Prosa gibt das deutlichste Zeugnis dagegen.

ein Mißverständnis nicht aus, und ist vielfach dahin mißverstanden worden, daß das griechische Epos »von altersher nicht die gesunde »Naivetät besessen habe, die Gestalten der Vorwelt schlankweg einzukleiden in das Kostüm der eigenen Zeit«<sup>7)</sup>. Ganz sicher hat das Epos in seiner für Sprache und Stil schöpferischen Frühzeit diese Naivetät besessen; undenkbar daß es anders gewesen wäre. Aber zwischen Anfang und Ende jener Stufenreihe, die wir durch einige Gegensätze angedeutet haben, lagen Jahrhunderte; und in ihnen mußten sich zugleich mit der Kunst des Dichters auch die Sitten seiner Zeitgenossen ändern. Wir haben gesehen, daß die Äoler, als sie nach Kleinasien kamen, schon eine in langer Kunstübung ausgebildete Dichtersprache besaßen; von dem Inhalte der Lieder, die sie aus Thessalien mitbrachten, versuchten wir uns eine Vorstellung zu machen. Diese Lieder wurden in der neuen Heimat umgebildet, erweitert, vielfach durch neue Stücke verdrängt; aber Sprache und Technik blieben dieselben, der ganze überlieferte Formelschatz wurde weitergebraucht und gab das Gewand her, in das nun auch neue Geschichten, erlebte oder erfundene, gekleidet wurden. Wenn also, zur Zeit der äolischen Wanderung, und sicher vorher in der alten Heimat, zwischen den wirklichen Sitten des Volkes und den in der Poesie geschilderten voller Einklang bestand, so war das nach hundert, zweihundert, vierhundert Jahren schon ganz anders. Die Zustände der Wirklichkeit hatten sich geändert, aber die von der Dichtung vorausgesetzten waren dieselben geblieben; nicht durch irgend eine Absicht der Sänger, die sich bemüht hätten Vergangenheit und Gegenwart zu unterscheiden, sondern ganz von selbst und natürlicherweise. Den einmal gegebenen Gedankenkreis zu durchbrechen, die herkömmlichen Vorstellungen von Wohnung und Bekleidung, Kampf und Spiel, Opfern und Mahlzeiten zu verlassen, war die Poesie in der Periode des Nachahmens und Sammels nicht mehr imstande; denn diese Vorstellungen waren unlösbar verwachsen mit der altbewährten Darstellungs- und Ausdrucksweise, die in den Sängerschulen gepflegt wurde und jedem neuen Zunftgenossen von Anfang an ein bequemes Werkzeug in die Hand gab. Möglich an sich wäre es ja gewesen, daß auch unter den Ioniern ein Geschlecht von Dichtern erwachsen wäre, das mit unbefangenen Blick nur die gegenwärtige Welt er-

7) Immisch, Die innere Entwicklung des griech. Epos (1904) S. 11.

faßt, in frischer Unmittelbarkeit ihr Bild in Worten gezeichnet und so einen neuen epischen Stil geschaffen hätte. Etwas davon hat die Odyssee, an einem neuen Stoffe, vollbracht; die eigentliche Heldendichtung aber ging über die überlieferten Formen nicht hinaus. Je bequemer und geläufiger diese geworden waren, desto leichter konnte es gelingen eine Fülle von Inhalt in sie zu fassen. Und wenn die Vermutung, zu der wir in anderem Zusammenhange geführt worden sind, richtig ist, daß der Plan eines großen, mannigfaltige Stoffe verbindenden Epos bei den Ioniern entstanden ist (S. 178), so haben sie auch dadurch gezeigt, daß die Triebkraft erzählender Poesie bei ihnen noch nicht erstorben war.

Doch überall, wo sich ein Lebendiges entwickelt, da gibt es den Kampf zwischen Gewordenem und Werdendem: so in Sitte und Recht, so in Glauben und Sprache, in der redenden Kunst wie in der bildenden. Die jüngeren epischen Dichter bewegten sich im allgemeinen in den herkömmlichen Wendungen, benutzten den überkommenen Schatz von schmückenden Beiwörtern, Situations-schilderungen und Übergangsformeln, weil sie es nicht anders kannten; aber sie waren doch nicht so sehr Nachahmer, daß sie den ererbten Bestand nicht auch ihrerseits vermehrt hätten. Wenn ihre Phantasie nicht selbständig genug war ein neues Weltbild hervorzubringen, so reichten der Sinn für Beobachtung und die Kraft des Ausdrucks doch immer noch aus, um charakteristische Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben frisch zu erfassen und auf eigne Art darzustellen. So trug jede nachfolgende Generation etwas dazu bei den Vorstellungskreis des Epos zu erweitern; und das was wir jetzt lesen ist nicht ein Abdruck der Anschauungen eines einzigen Zeitalters, auch nicht zusammengesetzt aus Denkmälern von zwei oder drei verschiedenen Kulturstufen, sondern der unwillkürliche Niederschlag einer in sich zusammenhängenden, jahrhundertelangen Entwicklung. Nirgends essen Homers Helden Fische, das hatte man schon vor Aristarch beobachtet (zu  $\Pi$  747); wo die Gefährten des Odysseus und in Ägypten des Menelaos zu dieser Nahrung greifen, zwingt sie die Not ( $\mu$  330 f.  $\delta$  368 f.). Aber in Vergleichen kommt der Fang von Fischen (und Austern  $\Pi$  747) mehrmals vor (E 487.  $\Omega$  80 ff.  $\kappa$  424.  $\mu$  252.  $\chi$  384 f.); und wenn der Bettler der Königin gegenüber die Segnungen eines guten Regiments schildert, so ist die Ergiebigkeit des Fischfanges ( $\theta\acute{\alpha}\lambda\alpha\sigma\sigma\alpha$   $\delta\acute{\epsilon}$   $\pi\alpha\rho\acute{\epsilon}\chi\eta$   $\iota\chi\theta\ddot{\upsilon}\varsigma$   $\tau$  413) ein Zug in dem Bilde. Diese Bemerkung

hat Arthur Platt verwertet im Zusammenhang seines Versuches, aus dem Stoff der homerischen Gleichnisse eine Anschauung von den Verhältnissen, unter denen der Dichter lebte, zu gewinnen<sup>8</sup>). Da zeigt sich in beiden Epen neben scharfer Auffassung der Natur auch eine reiche Anschauung des menschlichen Lebens, aber nicht so wie Helden und Krieger es führen, sondern des Lebens der Bauern, Hirten, Handwerker. Daß die Ilias nur ganz vereinzelt (wie N 298 ff.) Kampfszenen zur Vergleichung heranzieht, mag natürlich sein, weil sie ja von solchen ausgeht; immerhin bemerkenswert, daß die Erinnerungen und Begleitvorstellungen, die in der Seele des Sängers durch die Taten und Leiden, von denen er berichtet, hervorgerufen werden, so durchaus friedlicher Art sind. Wo gesagt werden soll, daß Hektor und die Troer eines Speerwurfs Weite zurückwichen, heißt es (II 589 ff.):

ἄσση δ' αἰγανέης ῥιπή ταναοῖο τέτοκται,  
 590 ἦν ῥά τ' ἀνὴρ ἀφέη πειρώμενος ἦ ἐν ἀέθλω  
 ἦε καὶ ἐν πολέμῳ δῆλιων ἕπο θυμοραϊστέων,  
 τόσσον ἐχώρησαν Τρῶες, ὅσαντο δ' Ἀχαιοί.

Der Zusatz ἦε καὶ ἐν πολέμῳ verrät, wie dem Dichter persönlich die kriegerische Erfahrung nicht das Nächste ist. Aber auch in der Odyssee, wo doch umgekehrt wohl Anlaß gewesen wäre, aus dem alltäglichen Treiben, das zu gefährlicher Spannung sich entwickelt, den Ausblick ins Große und Heldenhafte zu eröffnen, wird nur selten etwas von Kampf und Krieg herangezogen (ρ 474. σ 376 ff. υ 49 ff.), nur einmal in einem wirklichen Gleichnis, θ 523 ff.: Odysseus weint wie um den gefallenen Mann das unglückliche Weib, das die harten Eroberer von dem Toten, über den sie hingesunken ist, fortstoßen in die Gefangenschaft, πόνον τ' ἐχέμεν καὶ οὐζόν. Also auch hier nicht die Freude an Waffengang und Männerstreit, wie sie dem Angehörigen einer ritterlichen Gesellschaft natürlich wäre, vielmehr das bittere Gefühl der Zerstörung, die der Krieg in ein friedliches Dasein hineinwirft. Dies alles hat Platt fein beobachtet. Man muß erkennen: dem Vorstellungskreise der Dichter, die Ilias und Odyssee in ihrer jetzigen Gestalt geschaffen haben, liegen Lebensführung und Denkweise der achäischen Helden, deren Taten das eine Epos erzählt, das andere voraussetzt, ebenso fern,

8) Platt, Homers Similes. Journ. of Philology 24 (1896) p. 28—38.

cf. p. 419, 17

wie die äolische Mundart, in der jene gesprochen hatten und zuerst besungen worden waren, der ionischen, die sich später allmählich und zuletzt abschließend über die Dichtung gelagert hat. So darf man wohl vermuten, daß beide Unterscheidungen sich decken, und daß die Kultur, deren Zustände in dem reichen Beiwerk der Gleichnisse abgebildet sind, die ionische war. Aber ist das »die homerische Kultur«? Platt scheint es zu glauben, und zu fordern daß von hier aus alles übrige — der eigentliche Inhalt der Erzählungen — beurteilt und gedeutet werde. Dies im einzelnen durchzuführen hat er nicht unternommen; der Versuch müßte ebenso scheitern wie der umgekehrte, »homerisch« und »mykenisch« schlechthin gleichzusetzen. Wer aus den Schilderungen und Andeutungen, die Homer gibt, die Stufe der Kulturentwicklung, auf der er und seine Zuhörer gestanden haben, erkennen will, darf weder den altertümlichen Hintergrund der von früheren Geschlechtern ererbten Sagen, noch die Spuren in denen sich die späte Zeit der fortsetzenden und abschließenden Dichter verrät, ignorieren; sondern er muß — eine Aufgabe die Wilamowitz schon vor 25 Jahren bezeichnet hat (HU. 416 f.) — den »epischen Nachlaß« daraufhin durcharbeiten, wie in ihm »überlieferte Züge und solche, die unwillkürlich aus dem Leben der Gegenwart eingedrungen sind«, nebeneinander stehen<sup>9)</sup>.

Denken wir uns einmal diese Aufgabe gelöst, so könnten wir in der Art, wie die Anzeichen älterer und jüngerer Kultur in der Mischung, die das Epos darbietet, verteilt sind, ein neues Hilfsmittel haben, um das relative Alter der einzelnen Gesänge oder Gesangstücke zu erkennen; ganz analog dem Maßstabe, den für den gleichen Zweck die Sonderung äolischer und ionischer, überhaupt altertümlicher und moderner Sprachformen bot. Von diesem

9) Auf den Anspruch, diese Forderung zu erfüllen, verzichtet Seymour, der zu früh Verstorbene, in seinem aus inniger Vertrautheit mit Homer hervorgegangenen Werke »Life in the Homeric Age« (1907), während Andrew Lang, »Homer and his Age« (1906), die Forderung ablehnen zu können meint. Beide Bücher bieten also nicht eine wissenschaftliche Bearbeitung des Problems der homerischen Kultur. An Lang übte sehr berechtigte Kritik Burrows, *Classical Review* 21 (1907) p. 139 f.; über Seymour vgl. meine eigne Anzeige *NJb.* 21 (1908) S. 574 f. Durchaus zutreffend urteilt über Notwendigkeit und Möglichkeit kulturgeschichtlicher Analyse Croiset in einem lesenswerten Aufsatz »La Question homérique au debut du XX. siècle«, *Rev. des deux mondes* 44 (1907); p. 614 s.

Standpunkte aus empfinden wir die Erwähnung der Schrift an der vielberufenen Stelle in Z nicht mehr als etwas Unbequemes; sie schließt sich uns mit den anderen Merkmalen zusammen, die dafür sprechen, daß dieses Lied zu den jüngsten Teilen der Ilias gehört. Auf die Erzählung von einem Kultbilde der Athene, die in demselben Buche steht, wurde schon (S. 259) hingedeutet; sie ist natürlich ebenso zu beurteilen. An der Vorstellung, daß Diomedes und Odysseus von ihrem nächtlichen Unternehmen zurück reiten, hat man, obwohl Aristarch solche Besonderheit einleuchtend zu erklären wußte, Anstoß genommen und sich bemüht die Worte (K 504 ff. 513) so zu erklären, daß auch hier an ein Fahren auf dem Wagen gedacht würde. Welcker vertrat diese Ansicht (Ep. Cycl. II 247), und sie hat wieder in Walter Leaf einen unverächtlichen Verteidiger gefunden. Aber der Wortlaut an der entscheidenden Stelle und der Verlauf der nachfolgenden Erzählung (544. 567 f.) sprechen gegen sie. Nimmt man hinzu, daß sich noch bei zwei anderen Gelegenheiten im Epos eine Bekanntschaft mit der Reitkunst verrät (O 679. ε 374), so kann man sich eigentlich nicht wundern, daß in dem vielleicht jüngsten Gesange der Ilias die Sitte der Zeit, in der er entstanden ist, hervortritt, weil sie dem Dichter lebhafter gegenwärtig war als die konventionelle Anschauung vom Gebrauch des Streitwagens.

In dieser Auffassung stimmen denn auch jetzt die meisten überein. Aber über die Berechtigung der Wagen selbst wird gestritten. Eduard Kammer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in den Büchern Y—X Achill zu Fuß kämpft, obwohl T 392 ff. erzählt ist wie sein Wagen angeschirrt wird, und hat daraus gefolgert, daß der Schluß von T eine spätere Zutat sei. Dieser Gedanke ist dann von Niese dahin erweitert worden, daß überhaupt die Kämpfe der achäischen und troischen Helden ursprünglich zu Fuß gemeint und die Streitwagen erst in einer späteren Periode der Dichtung eingefügt worden seien<sup>10</sup>). In der Tat könnte man eine Zerlegung der Ilias in der Weise durchführen, daß man alle Kampfscenen, in denen ein Wagen erwähnt wird, als eine jüngere Schicht aussonderte und die andern für älter hielte, in

<sup>10</sup>) Kammer, Zur homerischen Frage II (1870) S. 67, und wieder: Ästhetischer Kommentar zur Ilias<sup>3</sup> (1906) S. 330. 337. — Niese, EHP. 149. — Der gleich nachher zitierte Aufsatz von Roßbach steht im Philologus 54 (1892) S. 7 ff.

denen die Helden zu Fuße sind. Aber hierzu stimmt das nicht, was wir sonst über die Geschichte des Wagenkampfes wissen: den Denkmälern von Mykene sind Abbildungen von Streitwagen nicht fremd, und innerhalb des Epos selbst erinnert der alte Beiname des thessalischen Argos daran, daß die Äoler, schon ehe sie nach Asien hinüberzogen, die Zucht und den Gebrauch des Pferdes kannten. Durch solche Erwägungen ist Ed. Meyer dazu geführt worden, umgekehrt den Wagenkampf bei Homer für eine »Antiquität des traditionellen epischen Stils« zu halten (GA. II § 198). Sehr gut. Und wenn eine solche Antiquität im einzelnen auffällt, so folgt hieraus eben, daß der Gesamteindruck des homerischen Kulturbildes kein einheitlicher und nicht der einer mit Absicht archaisierenden Schilderung ist, sondern ein zusammengesetzter, dessen oft seltsames Gemenge wir zu verstehen suchen müssen, indem wir die aus ihm gezogenen Beobachtungen mit dem zusammenzuhalten, was aus anderen Quellen über den Entwicklungsgang der Kultur bekannt ist. In bezug auf den Streitwagen ist dies zunächst von Otto Roßbach geschehen, der nachwies, wie überall bei den Griechen dieses Kampfmittel nie zu der ausgedehnten Anwendung gelangt ist, die es im Orient gefunden hat. Weder in den bildlichen Darstellungen noch bei Homer haben wir Beispiele davon, daß große Wagengeschwader aufeinander prallen; nur einzelne vornehme Krieger bedienen sich des Wagens, die Hauptkraft des Heeres besteht schon bei Homer wie in historischer Zeit im schwerbewaffneten Fußvolk.

Auf Seite der Griechen, hätte er hinzufügen müssen; denn bei den Troern spielen Wagen und Pferde durchweg eine weit größere Rolle. Auf diesen Unterschied — Τρώων δ' ἵπποδάμων καὶ Ἀχαιῶν χαλκοχιτώνων — hat kürzlich van Leeuwen in einer sehr anregenden Studie hingewiesen<sup>11)</sup> und die Beantwortung der Frage, woher und wie nun doch auch ins Heer der Belagerer die Streitwagen gekommen sind, ein gutes Stück gefördert. Sie auf Schiffen mitzuführen war etwas so Großes, daß der Dichter es doch wohl erwähnt hätte, wenn dies seine Meinung gewesen wäre; unter den Tieren im Lager, die von der Pest befallen werden, nennt er Pferde nicht: so scheint er überall da, wo ihm die Situation beider

11) De heroum Homericorum curribus bellicis. Mnemos. 34 (1906) p. 251—263.

Parteien deutlich im Bewußtsein ist, den Unterschied zu wahren und die Achäer als Fußkämpfer zu denken, die darauf ausgehen den Gegner vom Wagen herunterzustechen. Doch zu dem Γεργί- νιος ἰππότα Νέστωρ gehört von rechtswegen das Fuhrwerk, das er benutzt; und von Diomedes, dem Ätoler-Helden, der durch die Eroberung Thebens berühmt geworden ist, wird ausführlich und anschaulich erzählt, wie er vom Wagen herab kämpft: das sind denn altertümliche Bestandteile der Dichtung. Doch zu den ältesten Gestalten wenn auch nicht der troischen Sage, doch der Heldensage überhaupt gehört Aias mit dem riesenhaften Schilde; aber nirgends wird erwähnt, daß er einen Wagen bestiegen habe. Und der Pelide selbst, der ja in Thessalien zu Hause ist, besitzt zwar einen Wagen und weiß ihn grausam zu gebrauchen, doch nicht im Kampfe; und unter den Eigenschaften, durch die er alle überragt, wird die Schnelligkeit der Füße besonders oft und in stehenden Beiwörtern gerühmt. So harrt hier ein Problem noch seiner Lösung, während in andern Fällen, vorab dem typischen der Bewaffnung, die kulturhistorische Betrachtungsweise schon dem Ziele näher gekommen ist.

Wenn man die Stellen ins Auge faßt, an denen in ziemlich stereotyper Weise geschildert wird, wie ein Held seine Rüstung anlegt — Paris Γ 328 ff., Agamemnon Λ 17 ff., Patroklos Π 130 ff., Achill Τ 369 ff. —, so meint man, daß dem Dichter Krieger vorschweben, die Brustpanzer, Helm, Beinschienen und Rundschild tragen. Durch die ὀπλοποιία in Σ wird dies bestätigt. Der Schild heißt öfters εὔροκλος (M 426. Ξ 428; vgl. M 297); er wird mit Leichtigkeit gehandhabt (Υ 163. 278), die Gefährten des Diomedes benutzen ihn als Unterlage für den Kopf, wenn sie auf der Erde ausgestreckt schlafen (K 152). Aber neben den so gerüsteten Kriegern »wandeln, dem »Dichter selbst unsichtbar, gespenstergleich Gestalten der Vorzeit, »ungepanzert, mit nacktem Oberkörper und bloßen Schenkeln; um »die Hüften schlingt sich, durch einen umgeschallten Riemen ge- »halten, der Chiton, zusammengerollt und in die Höhe gerafft; das »Haupt ist bedeckt mit einem flachen Helm, der nur die Hirnschale »schützt; als einzig wirksamer Schutz des Leibes dient der lange, »fast den ganzen Körper deckende Schild.« So beschrieb Kluge<sup>12)</sup>

12) Hermann Kluge, Vorhomerische Kampfschilderungen in der Ilias, Fleckeisens Jahrb. 447 (1893) S. 81—94. — Reichels Arbeit (1894) ist schon Anm. 2 angeführt; die zweite Auflage erschien 1901, vom Verfasser vorbereitet, doch erst nach seinem Tode von R. Heberdey herausgegeben.

die altertümliche Ausrüstung, deren Besonderheit er zuerst beobachtet hatte. Die Beobachtung war vortrefflich, nicht ganz so die daran geknüpfte Frage, wie sich diese Gestalten in die Scharen der erzgepanzerten Männer eingedrängt hätten; denn darin lag vorweggenommen das Urteil, daß innerhalb unserer Ilias die jüngere Bewaffnung das zuerst Gegebene und Eigentliche, die Spuren der älteren etwas Eingefügte seien. So lautete denn auch die Antwort: der Dichter selbst habe jene ungeschlachten Recken, die Zeugen einer fernen Vergangenheit, unbewußt und »unerkannt in die Schilderungen der eigenen Zeit hineingestellt«. Den umgekehrten Weg schlug Wolfgang Reichel ein, als er, ohne die Vorarbeit zu kennen, kurz darauf dieselbe Betrachtung durchführte. Er nahm nicht den jüngeren sondern den älteren Bestand zum Ausgangspunkt seiner Analyse, und folgerte so: wenn der normale Schild bei Homer der große, längliche, männerdeckende ist, so müssen Stellen, an denen ein runder Bügelschild nicht verkannt werden kann, jüngeren Ursprungs sein. Das traf für die Schilde in der Dolonie (K 452; vgl. 513) ohne weiteres zu, für den des Agamemnon in A war es nun anzunehmen. Das gleiche hatte von den Metallharnischen zu gelten, die der ursprünglichen homerischen Bewaffnung fremd, also, wo sie in der Ilias erscheinen, nachträglich eingedrungen seien.

In der Hauptsache kam Reichel dem Richtigen näher. Der Klugeschen Ansicht steht vor allem die Erwägung entgegen, daß man ihr zuliebe eine Unterbrechung in dem Entwicklungsgange der Poesie annehmen müßte: das ionische Epos wäre etwas Neues und Selbständiges gewesen, neben dem sich Stücke älterer Dichtung abgesondert erhalten hätten, aus denen die ionischen Dichter nur dies und das herübernahmen. Viel natürlicher doch, daß in der kontinuierlichen Fortpflanzung des Heldengesanges mit anderen Zuständen und Einrichtungen auch die alte Bewaffnung wie etwas Selbstverständliches beibehalten wurde, daß nur allmählich und unmerklich Züge aus der eigenen Zeit der Dichter sich einschlichen und erst in den spätesten Schichten des Epos die jüngere Vorstellung zur herrschenden geworden ist. Aber allerdings, darin hat wieder Kluge recht, sie ist nun doch, in dem Epos das wir besitzen, die überwiegende. Während, wie schon erwähnt, mehrmals nach der jüngeren Weise erzählt wird, daß ein Held seine Rüstung anlegt, gibt es für den älteren Typus nur ein Beispiel der

entsprechenden Beschreibung (O 478 ff.); und der Krieger, dem sie gilt, ist Teukros, der Bruder des Telamoniers Aias, der selbst mit dem schweren Turmschild so fest verbunden ist, daß die Sage seinen Vater wie seinen Sohn danach benannt hat. So werden wir uns in diesem Falle doch darauf beschränken müssen, Bestandteile ältester Überlieferung aus der Masse herauszufinden, und nicht hoffen können, durch Ablösung einzelner hinzugekommener Stücke einen in sich übereinstimmenden ursprünglichen Bestand herzustellen. Vollends unstatthaft ist es, jüngere Partien, die sich bei dieser Vergleichung etwa erkennen lassen, als Interpolationen zu bezeichnen, wie Reichel getan hat. Denn in einer Zeit, in der, wie er selbst sich ausdrückt, »die Dichtung noch im Flusse war«, gab es noch keine Interpolation, nicht den Unterschied von »echt« und »unecht«, sondern nur von früheren und späteren Schichten. Wer nicht anerkennen will, daß innerhalb der homerischen Poesie beide gleichberechtigt sind, wird dazu gedrängt, so notwendige Teile der Ilias wie den letzten Kampf zwischen Hektor und Achill für »interpoliert« zu erklären. Reichel hat das allerdings nicht getan, sondern sich bemüht, die entscheidende Stelle (X 324 f.) auf altnykenische Bewaffnung zu deuten (S. 40; zweite Aufl. S. 35); aber da hat ihm eben, wie auch sonst manchmal, der Wunsch, Echtes und Altertümliches in möglichst ausgedehntem Maße zu konstatieren, die Unbefangenheit der Beobachtung etwas getrübt. Richtiger urteilte über den Charakter dieser Szene Robert (Studien zur Ilias [1904] S. 224 ff. 245), der die wertvolle Beobachtung machte, daß in allen Kampfszenen, die auf T folgen, fast nur die jüngere (»ionische«) Bewaffnung vorkommt. Freilich, aus dieser Erkenntnis den gegebenen Schluß zu ziehen hat auch er sich gestraubt. Er folgert, daß die echte, altertümliche Erzählung vom Tode Hektors verloren und durch ein neues Stück von ungefähr gleichem Inhalt ersetzt worden sei. Vielmehr zeigt sich hier deutlich, daß unsere Ilias auch in ihrem Grundstocke kein so altertümliches Gedicht ist, wie man früher angenommen hat, sondern daß der Plan dazu erst in der abschließenden Periode der epischen Poesie gefaßt worden ist.

Für das Nebeneinander von älterer und jüngerer Bewaffnung bieten auch die Denkmäler einen Anhalt. Reichel und Kluge waren von solchen ausgegangen, in denen, wie auf der in Mykene gefundenen Dolchklinge mit Löwenjagd, der große, längliche Schild und seine Anwendung anschaulich hervortritt. Aber auf dem

Bruchstück einer mykenischen Vase wie in dem Gemälde auf einer Grabstele gleicher Herkunft<sup>13)</sup> sind die Krieger mit handlichem Bügelschild, Beinschienen und Wams oder Panzer bewaffnet. Dörpfeld weist hierauf hin, um zu zeigen, daß Reichel nicht recht getan habe nur die frühmykenische Bewaffnung zum Vergleich mit dem Epos heranzuziehen (Athen. Mitteil. 30 [1905] S. 284); offenbar hat sich hier noch innerhalb der mykenischen Periode der Übergang zu derjenigen Weise vollzogen, die Reichel schlechtweg als »ionisch« bezeichnete, und diese Entwicklung ist im Epos zu natürlichem Ausdrucke gekommen. Der Schild, den Agamemnon ergreift, wird  $\Lambda$  32 ἀμφιβρότη genannt und doch nachher wie ein Kreisschild beschrieben. Umgekehrt heißt es N 715 von den Lokrern, sie hätten keine ἀσπίδας ἐκόκλους gehabt und deshalb ihrem Führer Aias dem Sohne des Oileus nicht ebenso helfen können wie dem Telamonier seine Gefährten, οἳ οἱ σάκος ἐξεδέχοντο, ὅππότε μιν κάματος τε καὶ ἰδρῶς γούνατ' ἔκοιτο (710 f.); hier nennt der Dichter den Schild einen schöngerundeten, während die Situation, die ihm vor Augen steht, den Langschild erfordert. Reichel hat die Ausdrucksweise des Dichters in  $\Lambda$  32 richtig beurteilt (2. Aufl. S. 42), während er das Beiwort εὔκοκλος — und so auch den κόκλος M 297 — auf ein Oval, also auf die längliche Form, deuten möchte (2. Aufl. S. 20 f.). Aber es ist gar nicht nötig eine immerhin zweifelhafte Interpretation zu Hilfe zu nehmen; daß ein Dichter »aus lebendiger Anschauung keine Vorstellung mehr vom homerischen Schilde hatte«, läßt sich für N so gut annehmen wie für  $\Lambda$ . Wenn in Bildwerken eine entsprechende Vermischung nicht vorkommt — mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt, daß die verschiedenen Formen in derselben Darstellung nebeneinander erscheinen —, so erklärt sich das leicht aus dem anschaulichen Charakter der bildenden Kunst. In der Dichtung aber erinnern solche Proben konventioneller Unlebendigkeit besonders stark daran, wie weit hinter der Entstehung unsrer Ilias die Zeit noch zurückliegt, in welcher die Weise homerischer Kampfschilderungen, damals noch nicht stilisiert sondern treu die Wirklichkeit nachzeichnend, zuerst geschaffen worden war.

Zu derselben Beobachtung gelangen wir bei dem Versuch, uns von den Wohnungsverhältnissen im Epos eine Vorstellung zu

13) Drerup, Homer, Abb. 43 und 37. Ich zitiere so, weil dieses nützliche Buch jedem zur Hand ist; die Originalpublikationen sind dort angegeben.

machen. Nachdem van Leeuwen (Mnemos. 29 [1904] p. 224—231) gezeigt hatte, daß die Wohnungen der Helden sehr viel einfacher gedacht sind als man früher geglaubt hatte, hat Ferdinand Noack<sup>14)</sup> diese Beobachtung weiter geführt und durch Vergleichung der bei Homer gegebenen Andeutungen mit den in Kreta und Griechenland aufgedeckten Palästen eine wichtige Erkenntnis gewinnen helfen. Das Haus, das in den Schilderungen der Ilias vorausgesetzt wird und noch in denen der Odyssee die Vorstellung beeinflußt, besteht in einem einzigen Megaron; hier spielte sich das ganze Leben des Tages ab, hier saß die Frau mit den Mägden bei der Arbeit während der Hausherr seine Waffen putzte (Z 324 ff.), hier wurden die Gäste bewirtet, und im innersten Teile eben dieses Raumes (μυχῶ δόμου ὑψηλοῦ) hatte das Ehepaar sein Lager. Für erwachsene, gar verheiratete Kinder gab es besondere θάλαμοι; aber ein Gast, auch der geehrteste, erhielt sein Lager in der Vorhalle angewiesen, weil weitere Räume fehlten. Daß diese Knappheit zu der Pracht des phäakischen Königspalastes nicht stimmt, liegt auf der Hand; trotzdem schläft auch dort Odysseus ὅπ' αἰθούσῃ ἐριδοόπῳ (η 345. 336): so mächtig ist der Zwang des Konventionellen. Der Dichter hat den Widerspruch gar nicht bemerkt. Aus entgegengesetztem Grunde ist die Unterbringung in der Vorhalle in Ω auffallend, wo ja nicht von einem festen Gebäude sondern von einer Lagerhütte (κλισίῃ) die Rede ist; den Dichter hat dies nicht gestört, weil er — mehr als irgend ein anderer in der Ilias — mit Formelversen arbeitet. Und doch scheint er hier irgendwie Anstoß genommen zu haben; denn er legt dem Achill (650 ff.) eine umständliche und unwahrscheinliche Erklärung in den Mund, weshalb der Greis draußen sein Lager angewiesen erhalte<sup>15)</sup>. Noack sagt

14) Noack: Homerische Paläste. Eine Studie zu den Denkmälern und zum Epos. 1903.

15) Dietrich Mülder NJb. 17 (1906) S. 45, am Schluß eines Aufsatzes über »die Phäakendichtung der Odyssee«, vermutet auf Grund dieser Äußerung Achills, daß »in dem letzten Teile der Ilias der Begleiter in der »Hauptsache einer Quelle gefolgt« sei, »in der Achill der Hauptheld, der »alleinige, von eigenen Geronten umgebene Heerkönig war, in der Agamemnon überhaupt nicht vorkam«. Danach hätte sich im Ω das Schlafen in der αἰθούσα, aus Rücksicht auf mögliche Störung, naturgemäß ergeben und wäre von da in die Odyssee übernommen worden. Nach meiner ganzen Ansicht von der Natur des letzten Gesanges vermag ich solcher Auffassung nicht Raum zu geben.

(S. 43), hier verrate sich der Epigone, der eine alte Sitte nicht mehr verstehe und sich gedrungen fühle sie zu entschuldigen. Dem hat Felix Bölte widersprochen: Achills Rede, die auf wirksamen mündlichen Vortrag berechnet sei, müsse scherzhaft verstanden werden; im Scherz stelle er es als eine ungewöhnliche Vorsichtsmaßregel hin, daß Priamos in der Halle schlafen soll, während es durchaus dem Brauche entspreche<sup>16</sup>). Ich vermag Böltes feinsinniger Deutung in diesem Falle nicht ganz zu folgen, obwohl er ἐπιχειρομέων (649) richtig erklärt. Zu einem Scherz ist die Situation doch wenig angetan, und Achill könnte sich nicht wundern, daß es ihm damit bei Priamos nicht geglückt wäre (689). Vielmehr äußert sich in seinen Worten eben die Verlegenheit des Dichters, der, nachdem er einmal das Nachtlager als formelhaften Teil der Gastfreundschaft mit herein genommen hatte, sich auch an die αἴθουσα gebunden glaubte.

Sehen wir nun aber die Grundrisse der ausgegrabenen Paläste an, so sind nicht nur die kretischen mit ihrer reichen Anlage völlig von der aus dem Epos noch erkennbaren Einfachheit verschieden, sondern auch die Königshäuser der mykenischen Blütezeit — in Arne, Mykene, Tiryns — gehen über jenen ursprünglichsten Typus hinaus, indem sie ihn vervielfacht zeigen. Noack, der dies einleuchtend darlegt (S. 20. 22), hat damit den Schluß vorbereitet, daß die Zeit, welche den epischen Stil geschaffen hat, noch am Anfang derjenigen Periode steht, die wir die mykenische nennen. Aber vor dieser Folgerung schreckt er zurück (S. 74 f.): man könne »sich ja nicht zu der Annahme versteigen, daß das Epos hierin »vormykenische Zustände widerspiegele«. Warum denn nicht? aber warum »vormykenische«? Die Perioden sind doch nicht so fest abgegrenzt, daß wir gehindert wären, eine einfachste Form des Wohnhauses, die in den Bauten der Könige von Mykene und Tiryns als grundlegendes Element verwendet ist, der mykenischen Frühzeit zuzusprechen. Für den Ausgangspunkt epischer Kunstübung wird hierdurch nur das bestätigt, was wir bei den Schilden gefunden haben, in die fernste Vergangenheit wird er gerückt; gewiß ein annehmbareres Resultat als der Ausweg, auf den sich Noack gedrängt sieht: anzunehmen, daß jene alte Hausanlage »als fester Typus die mykenische Zeit überdauert« und dann erst in die homerische Dichtung Eingang gefunden habe.

16) Bölte, Rhapsodische Vortragskunst, NJb. 49 (1907); S. 575 f.

Die Willkür, mit der Noack eine von ihm selbst gewonnene wichtige Erkenntnis zum Schluß wieder austreicht<sup>17)</sup>, hat für Dörpfeld Anlaß gegeben, die gesamte Frage nachzuprüfen<sup>18)</sup>. Er verwahrt sich dagegen, daß ein so gewaltsam hervorgebrachtes Resultat »dazu benutzt werde, um die Entstehung der homerischen »Gedichte in die nachmykenische Zeit zu verweisen« (S. 283. 279), und findet selbst zwischen mykenischen und homerischen Palästen, den des Odysseus eingeschlossen (S. 284), Übereinstimmung in allem wesentlichen. Das ist nun doch wohl etwas allzu summarisch gesprochen; Dörpfeld scheidet nicht scharf genug zwischen Entstehung der epischen Sangeskunst mit ihrem die folgenden Geschlechter beherrschenden Stil und der fortführenden, zuletzt abschließenden Tätigkeit, durch die unsere Ilias und Odyssee geschaffen worden sind. Man kann — mit Noack — anerkennen, daß jene erste Entstehungszeit den einfachsten Haustypus vor Augen hatte, der den Gast für immer in die αἴθουσα gebracht hat, und es doch ablehnen, die ausgebildete Wohnung des Odysseus mit dem ὄπερῶτον der Königin durch Annahme nachträglicher Umdichtung und Interpolation zu eliminieren<sup>19)</sup>. Doch liegt wohl das Hauptgewicht von Dörpfelds Untersuchung in dem, was er über das Verhältnis der mykenischen zu den kretischen Bauten sagt, und in den Folgerungen, die er daraus ableitet für die Entwicklung jener alten Kultur und ihren Übergang von Karern zu Achäern (S. 287—297). Ohne mir in diesen Dingen ein eigenes Urteil beizumessen, muß ich doch bekennen, daß bei dem, der von den Archäologen gern lernen möchte, allein schon die Entschiedenheit, mit der Dörpfeld hier eine Frage anerkennt und zu lösen sucht, mehr Vertrauen erweckt als das sonst vielfach beliebte Verfahren, alles, was in Kreta nachgewiesen ist, ohne weiteres auch für »mykenisch« und also »achäisch« zu halten<sup>20)</sup>.

17) Mein Einspruch dagegen, den ich hier aus NJb. 45 (1905) S. 7 wiederhole, hat inzwischen Zustimmung gefunden bei Goeßler, »Die kretisch-mykenische Kultur und ihr Verhältnis zu Homer« (Preuß. Jahrb. 130 [1907]; S. 468 f.).

18) Dörpfeld, »Die kretischen, mykenischen und homerischen Paläste«, Athen. Mitt. 30 (1905) S. 257 ff.

19) Von welcher Seite her in diesem Punkte Noacks Irrtum (S. 64 f.) entstanden ist, habe ich NJb. a. a. O. 8 dargetan.

20) Neuere Versuche, chronologische und ethnologische Ordnung auf diesem Gebiete herzustellen, sind die von Reisch in den Mitteilungen der

In allen bisher besprochenen Fällen handelte es sich darum, daß sich altertümliche Zustände und Gebrauchsweisen, die wir durch die Ausgrabungen kennen gelernt haben, bei Homer wiederfinden, doch mit jüngeren verbunden. Das Verhältnis beider Elemente zueinander war verschieden und wird weiter die Forscher beschäftigen; darüber jedoch war nirgends ein Zweifel, daß die Mischung an sich die Folge einer Entwicklung ist, die in der Wirklichkeit stattgefunden hat. Dies gilt nun auch in bezug auf die zu Anfang erwähnte und offen gelassene Frage, wie sich die homerische Sitte der Bestattung zur mykenischen verhalte. Zwar herrscht bei Homer die Verbrennung; aber wenn er das Verbum *ταρχύειν*, das doch eigentlich »einpökeln, dörren« bedeutet, in dem allgemeineren Sinne von »bestatten« anwendet (H 85. Π 456 f.), so verrät sich darin die Erinnerung an einen Brauch, der den Vorgängern im Heldengesange vertraut gewesen sein muß und darin bestand, daß die Leichname künstlich konserviert wurden, so daß sie beigesetzt werden konnten. Dafür spricht auch der sonst unverständliche Zug (Ψ 170. ω 68), daß Gefäße mit Honig — der benutzt wurde um den Körper luftdicht einzuhüllen — auf den Scheiterhaufen gestellt werden. Helbig (HED.<sup>2</sup> 55 f.) hat aus beiden Tatsachen den richtigen Schluß gezogen, die doppelte Frage aber unbeantwortet gelassen, wie die Griechen, von denen Homer erzählt, dazu gekommen seien von den Mykenäern abzuweichen, und weiter, weshalb die der historischen Zeit zu dem einst verlassenen Brauche zurückgekehrt sind<sup>21</sup>). Beides hat Dörpfeld aufs glücklichste erklärt, wieder so daß man sich beschämt fühlt es nicht ohne ihn gefun-

Wiener Anthropologischen Gesellschaft 34 (1904), leichter zugänglich in der Anführung bei Kretschmer, Glotta I (1907) S. 21 f., und von Ronald M. Burrows in seinem zusammenfassenden Werke »The discoveries in Crete and their bearing on the history of ancient civilisation« (1907) p. 40 ff., der an die von Evans eingeführte Bezeichnung »früh-, mittel- und spätminoisch« anknüpft. Beherzigenswert ist, wie der Verfasser im letzten Kapitel (»Crete and the Homeric poems«) zur Vorsicht im Verwerten der Ausgrabungen mahnt, in deren Fülle und Mannigfaltigkeit leicht ein jeder Beweisgründe für das finden könne, was er zu beweisen wüschte. S. 209: *The inference we draw from the combinations will probably largely depend on our general theory as to the origin and composition of the Homeric poems.*

<sup>21</sup>) Vgl. Dümmler, Athen. Mitteil. 13 (1888) S. 296, und Rohde, Psyche<sup>2</sup> (1898) I 225 f.

den zu haben<sup>22</sup>). Gedörrt, also mit Feuer behandelt worden waren die Leichen auch früher, und wurden es auch später; ἢ καίμενον ἢ κατορυπτόμενον im Phädon (S. 115 E) sind nicht zwei Arten sondern zwei Teile des Verfahrens. Das Besondere, worüber Homer berichtet, ist nur, daß aus dem καίειν ein κατακαίειν gemacht wurde. Und er berichtet das mit vollem Bewußtsein, unter Angabe des Grundes, den er Nestor aussprechen läßt (H 333 f.): κατακήμεν αὐτοῦς τυτθὸν ἀποπρὸ νεῶν, ὡς κ' ὄστέα παισὶν ἕκαστος οἴκαδ' ἄγει, ἔτ' ἂν αὐτε νεώμεθα πατρίδα γαῖαν. Denen, die so beschließen sollten und nachher wirklich so verfahren, kann der Gebrauch des Feuers bei der Bestattung nicht etwas ganz Fremdes gewesen sein; darauf deutet auch die Antwort hin, die Agamemnon kurz darauf (408 ff.) dem Boten des Priamos erteilt<sup>23</sup>). Aber völliges Verbrennen war bisher nicht Brauch gewesen. So stellt Homer es dar, durchaus verständlich. Das unstete Dasein der auf Eroberung Ausgezogenen hat wohl tatsächlich in Kleinasien eine Änderung der überkommenen Sitte herbeigeführt; Ähnliches vermutete schon Rohde (Psyche I<sup>2</sup> 41. 47 f.). Und da Ereignisse der Wanderzeit den Hintergrund für das Epos bilden, so ist es kein Wunder, daß in ihm diesmal die jüngere Sitte, die im Zusammenhang mit diesen Ereignissen entstanden war, fast ausschließlich gilt. Daß sich daneben in dem Kultus der Toten doch auch Reste von älteren Gebräuchen und in ihnen Zeugnisse eines Glaubens erhalten haben, mit dem die vollständige Verbrennung nicht vereinbar war, werden wir später sehen.

Durch das Vorstehende wird prinzipiell die Aufgabe, zu der wir durch Betrachtung der homerischen Kultur gelangt waren, klarer geworden sein. Sie kann der Grundvorstellung nicht entraten, daß das Epos allmählich und schichtenweise entstanden ist, muß es aber ablehnen, irgend eine von anderer Seite her begründete Theorie über diese Entstehung als gegeben anzunehmen und

22) Dörpfeld, »Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland«, Mélanges Nicole (1905) p. 95—104, und wieder: »Die Totenbestattung im alten Griechenland«, Südwestdeutsche Schulblätter 1908 Nr. 8. Auf Punkte in seiner Theorie, die noch der Aufklärung bedürfen, hat Burrows hingewiesen, Discoveries in Crete (1907) p. 214 f.

23) Daß bei dem πυρὸς μειλισσόμεν an lustrale Reinigung gedacht sei, vermutet gegen Rohde (I<sup>2</sup> 31) Albrecht Dieterich, Nekyia (1893) S. 197.

einen Zug in dem Bilde der Zustände und Sitten deshalb für jung oder alt zu halten, weil nach jener Theorie die Partie der Dichtung, in der er vorkommt, jung oder alt ist. Wenn diese Analyse einen selbständigen Beitrag zur Bewältigung des Gesamtproblems liefern soll, so muß ein Urteil über das Alter der verschiedenen Kulturelemente nur aus deren eigener Beschaffenheit und durch ihre sachliche Prüfung abgeleitet werden. Wie schwer es ist hierin streng zu sein, zeigt sich immer aufs neue. Auch Noack hat der Gefahr nicht ganz widerstanden, seine so wertvolle Untersuchung als Beweis für ein übernommenes Resultat der höheren Kritik dienen zu lassen, also die Entscheidung da zu holen, wo er sie bringen konnte. Roberts »Studien zur Ilias« sind von diesem Fehler ganz beherrscht. Und ein so vortrefflich angelegter Plan wie der von Louis Erhardt<sup>24)</sup>, bei Homer einer Entwicklung der politischen Verhältnisse nachzuspüren und im Zusammenhange damit ältere und jüngere Bestandteile der Dichtung zu sondern, hat schließlich nur dazu geführt, daß die vorhandenen auf Kompositionskritik gegründeten Hypothesen über den Aufbau der Ilias um eine neue vermehrt sind. Im folgenden soll an ein paar größeren Proben der Versuch gemacht werden, die kulturhistorische Vergleichung zunächst auf sich selbst zu stellen.

I. Über das Verhältnis von Bronze und Eisen gibt es eine ältere Untersuchung von Beloch, deren Resultat er selbst in der »Griechischen Geschichte« noch einmal ausgesprochen hat, zugleich einzelne statistische Angaben berichtend<sup>25)</sup>. Danach »wird das Eisen bei Homer nur in der Odyssee und in den spätesten Gesängen der Ilias häufiger erwähnt; in den älteren Liedern der Ilias kommt es nur verhältnismäßig selten vor, und wie es scheint fast durchweg an Stellen, die nicht zu der ursprünglichen Fassung gehören.« Diesen auf den ersten Blick einleuchtenden Gedanken hat Helbig in der Hauptsache auch zu dem seinen gemacht und beschreibt

24) Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte, 1894. Vgl. meine Besprechung Preuß. Jahrb. 75 (1894) S. 166 ff. und, mittelbar eine Entgegnung, seine Anzeige der ersten Auflage meiner »Grundfragen« ebenda 82 (1895) S. 149 ff.

25) Rivista di Filologia II (1873) S. 42 ff.; GrG. I (1893) S. 80 f. Dazu vgl. Helbig HED.<sup>2</sup> S. 329 ff. sowie, anknüpfend an meine Behandlung in der ersten Auflage des vorliegenden Buches, Herm. 32 (1897) S. 86 ff.

ganz zutreffend, wie »die Dichter im großen und ganzen an dem »in den älteren Liedern vorgebildeten poetischen Apparate festhielten«, also weiter von ehernen Schwertern und Beilen erzählten, und »nur in einzelnen Fällen ihnen Züge entschlüpften, welche »durch die fortgeschrittenere Entwicklung ihrer eigenen Zeit bestimmt waren«. Er pflichtet Beloch auch darin bei, daß Verse wie  $\Delta$  123 und  $\Sigma$  34 für »spätere Einschiebsel« zu halten seien, weil hier eiserne Waffen »innerhalb der älteren Teile der Ilias« vorkommen. Aber welche Teile älter und welche jünger sind, soll doch erst, unter anderem durch das Mittel der kulturgeschichtlichen Analyse, herausgefunden werden. Wer in die selbständige Kraft dieser Analyse so wenig Vertrauen setzt, kann nicht erwarten, daß er andere von ihrem Nutzen überzeugen werde. Der Widerspruch ist denn auch nicht ausgeblieben. Ferdinand Dümmler schrieb (Athen. Mitteil. 13 [1888] S. 299): »Bei der Häufigkeit des »Eisens an allen älteren Sitzen der Griechen muß die Frage aufgeworfen werden, ob die im Epos geschilderten Zustände ursprüngliche sind.« Da das Epos »wesentlich höfisch« sei, so hielt er es »für sehr möglich, daß die Bevorzugung der bronzenen »Waffen eher ein durch orientalischen Einfluß verursachter Rückschritt als ein älterer Kulturzustand ist. Rückschlüsse aus dem »Gebrauch der Metalle auf das relative Alter einzelner Teile des »Epos« seien »daher unstatthaft«. Hier haben wir also, gerade wie vorher bei den Streitwagen, aus demselben Material und anscheinend nach demselben Prinzip gezogen zwei entgegengesetzte Schlüsse. Aber Dümmler erinnerte selber daran, daß den Vertretern der mykenischen Kultur in Griechenland das Eisen so gut wie ganz fehlte, wozu es doch aufs beste stimmt, daß auch im Epos der Gebrauch des Erzes überwiegt. Und wie soll man sich jenen Rückschritt vorstellen, den orientalischer Einfluß an den Höfen Kleinasiens verursacht hätte? Griff man wirklich wieder zu dem älteren Metall, oder entschlossen sich bloß die Dichter in ihrer Schilderung veraltete Zustände zu erneuern? Dümmler sagt hierüber nichts, versucht auch gar nicht ein allmähliches Wiedereindringen der Bronze aus Inhalt und Sprachgebrauch der Epen nachzuweisen; das einzige was er in dieser Art erwähnt, das bronzene Schwert das Euryalos dem Odysseus »in einer jungen Partie  $\theta$  403« schenkt, erledigt sich ohne weiteres dadurch, daß Beiwörter wie *παρχάλκεον* eben zu dem überlieferten Wortschatz der Sänger gehörten. Wäre

Dümmel auf diesen Punkt eingegangen, so würde er selbst erkannt haben, wie offenkundig der Tatbestand dafür zeugt, daß auch in der Dichtung — ebenso wie in der Wirklichkeit — Eisen das jüngere Metall ist. Daß in den bei Hesiod erhaltenen Mythen das eiserne Zeitalter auf das eherne folgt (ἔργα 151), ist doch auch kein Zufall. Bei Homer findet sich, während χάλκεον ἔγχος, δόρυ χάλκεον, ξίφος χάλκεον oft begegnen, kein einziges Epitheton dieser Waffen, das vom Namen des Eisens gebildet ist; an den vereinzelt Stellen, wo von einem eisernen Schwert die Rede ist, heißt es einfach σίδηρος.

Wenn die einander genau widersprechenden Ansichten, über die wir hier berichtet haben, beide ganz oder teilweise verfehlt sind, so ist es wohl das vorsichtigste einzugestehen, daß das Verhältnis der beiden Metalle für eine Altersbestimmung überhaupt nicht verwertbar ist? In der Tat, diesen skeptischen Satz hat man mehrfach ausgesprochen. F. B. Jevons suchte ihn in einem Artikel des Journal of Hellenic Studies (13 [1892/3] p. 25 ff.) zu beweisen, indem er eine unter den Hypothesen über die Komposition der Ilias, die von Leaf, als richtig annahm und zeigte, daß auf die kleinere Hälfte der Ilias, die Leaf für älteren Bestand hält, auch nicht viel weniger als die kleinere Hälfte der 23 in der Ilias vorkommenden Beispiele des Eisens kommen, also das Verhältnis von Eisen zu Bronze in den älteren Teilen dieses Epos wesentlich dasselbe ist wie in den jüngeren. Aber bei allem Respekt, den man vor Walter Leaf haben muß — die Bücher Δ Ε Ζ Η »sind« doch noch nicht Teile der ältesten Ilias, weil Leaf sie dafür hält; sondern, wenn er und andere durch allgemeine Erwägungen zu einer solchen Ansicht gekommen sind, nun aber sich herausstellt, daß diese Lieder innerhalb des Epos auf einer relativ späten Kulturstufe stehen, so dürfen wir nicht diese Beobachtung verleugnen noch auch, wie Beloch wollte, durch Athetese einzelner Verse korrigieren: vielmehr ist nun die Frage, ob dem neuen Resultat gegenüber jene Ansicht wird behauptet werden können.

Auf dem Wege bloßer Zahlenstatistik ist eine Entscheidung überall nicht zu hoffen. Es kommt darauf an die 48 Beispiele des Eisens einzeln zu betrachten und ihrer Art nach zu vergleichen. Dabei finden wir denn folgende Gruppen.

1. Verhältnismäßig zahlreich sind die Stellen (9), an denen Eisen überhaupt nur als Gegenstand des Besitzes genannt wird,

ohne eine bestimmte Vorstellung von der Art wie es verwendet ist. Der Vers *χαλκός τε χρυσός τε πολύκμητός τε σίδηρος* steht dreimal (Z 48. K 379. Λ 133), um den Reichtum eines Mannes zu bezeichnen, der davon wohl ein Lösegeld für seinen gefangenen Sohn aufbringen könne. Denselben Vers gebraucht ξ 324 der Bettler bei Beschreibung der Schätze, die Odysseus mit heimbringen werde. Auch φ 10 ist er formelhaft gesetzt, wo von den *κειμήλια* die Rede ist, die in der Zeugkammer des Königs liegen. Unter den Kampfpreisen, die Achilleus aussetzt, nennt der Dichter Ψ 261 *γυναῖκας ἐυζώνους πολίων τε σίδηρον*; und der gleichen Worte bedient sich I 366 der Held selber, wo er von der Beute spricht, die er mit nach Phthia nehmen werde: Gold, Kupfer, Frauen und Eisen. Als Tauschmittel führt der falsche Menes α 184 *αἶθωνα σίδηρον* mit, um dafür Kupfer oder Bronze zu holen; und *αἶθωνι σιδήρῳ* kaufen Η 473 manche Achäer Wein von den Schiffen, die aus Lemnos gekommen sind. In all diesen Fällen ist natürlich vorausgesetzt, daß das Eisen irgendwie zu Geräten oder Werkzeugen verarbeitet ist, seien es auch nur jene Stifte die später den Namen des griechischen Geldes geliefert haben; aber das Eisengerät bildet kein Glied im Zusammenhange der Handlung.

2. In ähnlicher Weise nur von ferne betrachtet erscheint das Metall da, wo es in übertragenem Sinne angeführt wird, meistens sprichwörtlich zum Ausdruck einer besonderen Festigkeit des Körpers oder der Seele. Dies geschieht im ganzen 15 mal. Apollon ruft den Troern zu, sie sollen tapfer auf die Argeier eindringen, *ἐπεὶ οὐ σοὶ λίθος χρώς οὐδὲ σίδηρος* (Δ 510). Eurylochos staunt über die Zähigkeit, mit der Odysseus Mühen und Entbehrungen erträgt: *ἦ ῥά νυ σοὶ γε σιδήρεα πάντα τέτυκται* (μ 280). Wie der verkleidete König seiner Gemahlin gegenüber sitzt, wird er beinahe zu Tränen gerührt, bezwingt sich aber und seine Augen bleiben starr *ὡς εἰ κέρα ἢ σίδηρος* (τ 211). Nachher, als er der alten Amme, die ihn erkannt hat, Stillschweigen auferlegt, verspricht sie ihm, sie wolle aushalten *ὡς ἔτε τις στερεὴ λίθος ἢ σίδηρος* (τ 494). Öfter wird das Herz »eisern« genannt: *ἦτορ Ω 205. 521. ψ 172, θυμός X 357. ε 191, καρδίη δ 293*. Als Hektor noch voll Zuversicht ist für den Kampf mit Achilleus, sagt er, er wolle jenem entgegengehen auch wenn er *πυρὶ χεῖρας ἔοικε μένος δ' αἶθωνι σιδήρῳ* (I 372). Ein paarmal bieten Erscheinungen der unbeseelten Natur Anlaß zur metaphorischen Anwendung des Wortes: das

Feuer wird Ψ 177 als πυρός μένος σιδήρεον umschrieben, und von den Freiern heißt es ο 329. ρ 565, daß ihr Übermut σιδήρεον οὐρανὸν ἔχει. Und damit verwandt ist die uneigentliche Bedeutung des Adjektivs in den Versen P 424 f.: ὦς οἱ μὲν μάρναντο, σιδήρειος δ' ὄρουμαγδὸς χάλκεον οὐρανὸν ἔχε δι' αἰθέρος ἀτρογέτοιο.

Der Vergleich, der dem eben geschilderten Sprachgebrauch zugrunde liegt, konnte nur gemacht werden, wenn dem Dichter und seinen Zuhörern das Eisen bekannt war; und daraus muß man folgern, daß es auch einen Gegenstand der täglichen Benutzung bildete. Bemerkenswert ist, wie sich der übertragene Gebrauch bei der Bronze stellt. Da gibt es nur 4 Stellen gegen jene 15 vom Eisen: χάλκεον ἦτορ B 490, χάλκεος ὕπνος Λ 244, ὅπα χάλκεον Σ 222, χάλκεος οὐρανός P 425; denn αὐγὴ χαλκείη N 344 ist nicht bildlich gemeint, sondern ist der ganz eigentliche Glanz des Erzes κορόθων ἄπο λαμπομενάων. Diese Bevorzugung des Eisens in der bildlichen Redeweise hängt mit der von Arthur Platt beobachteten Tatsache (oben S. 266) zusammen, daß auch die ausgeführten Gleichnisse bei Homer nicht aus dem Bereiche des ritterlichen Lebens gegriffen sind, wie es die Helden der Vorzeit geführt hatten, sondern aus den alltäglichen Erfahrungen der Leute bescheidenen Standes, zu denen die ionischen Sänger gehörten. Man erkennt deutlich: das Eisen beschäftigte die Phantasie der Menschen lebhafter als das Kupfer; es war etwas Neues, dessen Besitz man schätzte, dessen Eigenschaften man bewunderte wo es im täglichen Leben Verwendung fand. Von seinem Vorkommen innerhalb der Ereignisse, die erzählt werden, geben die 24 bisher besprochenen Stellen kein Zeugnis.

3. Von ähnlicher Art sind 3 weitere Fälle, wo zwar Geräte oder Konstruktionsteile aus Eisen erwähnt werden, aber solche, die nur in der Vorstellung existieren. Jevons machte (p. 28) mit Recht darauf aufmerksam, daß der Dichter dem Tartaros (Θ 15) ein eisernes Tor geben konnte, ohne bei irgend einem Könige seiner Bekanntschaft ein Burgtor von Eisen gesehen zu haben; von ganz derselben Art ist (E 723) die eiserne Achse am Wagen der Götinnen. Und wenn Athene-Mentes versichert, Odysseus werde nicht mehr lange seinem Vaterlande fern sein, οὐδ' εἴ πέρ ἐ σιδήρεα δέσματ' ἔχουσιν (α 204), so steht der Name des wunderbar harten Metalles hier ebenso sprichwörtlich wie in den übertragenen Beispielen der vorigen Gruppe; daß man zur Zeit des Dichters von α

Ketten aus Eisen hergestellt habe, darf aus seinen Worten noch nicht geschlossen werden.

4. Den Boden der Wirklichkeit betreten wir erst da, wo aus Eisen verfertigte Stücke in der Handlung des Gedichts eine Rolle spielen. Zunächst und überwiegend sind es Werkzeuge, nicht Waffen: das hat schon Helbig (S. 330 f.) bemerkt. Man könnte geneigt sein zu folgern — wie ich selber einst getan habe —, daß die Griechen Pflug und Axt früher als Schwert und Lanze von Eisen gefertigt hätten. Wahrscheinlicher ist doch, daß für die Waffen das altertümliche Metall deshalb festgehalten wurde, weil die Kampfschilderungen, in denen sie vorkamen, aus alter Überlieferung stammten — so urteilt auch Burrows im Schlußkapitel seines Buches über Kreta (S. 216) —, während in den Zügen des gewerblichen Lebens, die ein Dichter von sich aus hinzutut, naturgemäß die eignen Erfahrungen und Anschauungen stärker mit-sprachen. Wie Achill eine schwere eiserne Scheibe als Preis für den besten Diskoswerfer aussetzt, sagt er ( $\Psi$  832 ff.): wer die bekäme, würde vom entlegenen Landgut aus seinen Hirten oder Pflüger nicht in die Stadt zu schicken brauchen um Eisen zu holen, sondern würde für fünf Jahre daran genug haben. Gleich nachher bezeichnet der Verfasser von  $\Psi$  die Beile, die der Sieger im Bogenschuß erhalten soll, kollektiv als  $\iota\sigma\epsilon\nu\tau\alpha$   $\sigma\acute{\iota}\delta\eta\rho\omicron\nu$  (850). Und dasselbe Werkzeug ist  $\Delta$  485 f. gemeint:  $\tau\eta\gamma$  [d. i.  $\alpha\acute{\iota}\gamma\epsilon\iota\rho\omicron\nu$ ]  $\mu\acute{\epsilon}\nu$   $\theta'$   $\acute{\alpha}\rho\mu\alpha\tau\omicron\pi\eta\gamma\acute{\omicron}\varsigma$   $\acute{\alpha}\nu\eta\rho$   $\alpha\acute{\iota}\theta\omega\nu\iota$   $\sigma\iota\delta\eta\rho\omega$   $\acute{\epsilon}\xi\acute{\epsilon}\tau\alpha\mu'$ ,  $\acute{\omicron}\phi\rho\alpha$   $\acute{\iota}\tau\omicron\nu$   $\kappa\acute{\alpha}\mu\psi\eta$   $\pi\epsilon\rho\iota\kappa\alpha\lambda\lambda\acute{\epsilon}\iota$   $\delta\acute{\iota}\phi\rho\rho$ . Dazu stellt sich aus der Odyssee die ganze Reihe der Stellen, an denen die Beile, durch deren Öffnungen man hindurchschießen soll, zusammenfassend  $\sigma\acute{\iota}\delta\eta\rho\omicron\varsigma$  genannt werden:  $\tau$  587.  $\varphi$  3. 81. 97. 114. 127. 328.  $\omega$  168. 177. Ihnen muß noch  $\varphi$  61 f. hinzugefügt werden, wo Penelope die Geräte für den Bogenkampf aus der Kammer hervorholt,  $\tau\eta$   $\delta'$   $\acute{\alpha}\rho'$   $\acute{\alpha}\mu'$   $\acute{\alpha}\mu\phi\acute{\iota}\pi\omicron\lambda\omicron\iota$   $\phi\acute{\epsilon}\rho\omicron\nu$   $\acute{\omicron}\gamma\chi\iota\omicron\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\nu\theta\alpha$   $\sigma\acute{\iota}\delta\eta\rho\omicron\varsigma$   $\kappa\acute{\epsilon}\iota\tau\omicron$   $\pi\omicron\lambda\acute{\omicron}\varsigma$   $\kappa\alpha\acute{\iota}$   $\chi\alpha\lambda\kappa\acute{\omicron}\varsigma$ ,  $\acute{\alpha}\acute{\epsilon}\theta\lambda\iota\alpha$   $\tau\omicron\iota\omicron$   $\acute{\alpha}\nu\alpha\kappa\tau\omicron\varsigma$ . Denn ob auch hier der Ausdruck kaum weniger allgemein ist als in dem oben (unter 1) angeführten Formelverse, so muß man doch glauben, daß in dieser Umgebung der Erzähler ganz bestimmt die Beile im Sinne gehabt hat.

5. Und nun endlich die Waffen. Nicht öfter als 7, im Grunde sogar nur 5 mal sind sie von Eisen, in zwei großen Epen, in denen doch von Kampf und Mord reichlich die Rede ist. Dabei ist schon (S. 284) erwähnt worden, daß es zu den allgemein gebräuchlichen

Waffen Beiwörter, die vom »Eisen« hergenommen sind, überhaupt nicht gibt; nur die Keule des Bötters Areithoos heißt (H 144. 144) *σιδηρείη κορόνη*. Aber das war auch ein ganz ungewöhnliches Stück, das seinem Träger den Beinamen *κορωνήτης* eingebracht hatte und deshalb auch vom Dichter als etwas Besonderes hervorgehoben wird. Anders ist es Δ 123, wo die Spitze am Pfeile des Pandaros kurzweg *σίδηρος* genannt, also vorausgesetzt wird, daß den Zuhörern Pfeile mit eiserner Spitze bekannt sind. Und dazu stimmen dann wieder zwei weitere Stellen: Antilochos, der dem Peliden die Nachricht vom Tode seines Freundes gebracht hat, fürchtet *μη λαιμὸν ἀπαμήσειε σιδήρω* (Σ 34); und die Rinder, die dem Patroklos zu Ehren geschlachtet wurden, *δρέχθουν ἀμφὶ σιδήρω σφαζόμενοι* (Ψ 30 f.). In beiden Fällen ist an ein Schwert, vielleicht genauer im zweiten an ein Messer gedacht; daß dafür einfach *σίδηρος* gesagt wurde, war nur möglich in einer Zeit, in der eiserne Waffen nichts Ungewohntes mehr waren. Und dies gilt in noch höherem Grade für den sprichwörtlich ausgeprägten Gedanken, der in der Odyssee zweimal in gleichem Zusammenhange erscheint, zur Rechtfertigung dafür daß Telemach die Waffen aus dem Männersaale fortgeschafft hat (π 294. τ 13): *αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος*.

6. Ganz für sich steht die Erwähnung des Eisens in der *Κυκλώπεια*: der heiße Pfahl im Auge des Polyphem zischt so laut wie ein Stück glühendes Eisen, das der Schmied in kaltes Wasser taucht, um es hart zu machen (ι 393). Dieser Vergleich setzt nicht nur Bekanntschaft mit eisernen Geräten, sondern, mindestens beim Dichter, auch eine anschauliche Vorstellung von der Art, wie es bearbeitet wird, voraus. —

Blicken wir von hier zurück, so bietet sich ein etwas anderes Bild dar, als ich früher zu erkennen glaubte, wo ich den Unterschied in bezug auf Geräte und Waffen wohl nicht richtig beurteilte. An der Grundanschauung aber muß ich festhalten, daß die Häufigkeit und noch mehr die Aktualität im Auftreten des Eisens ein Zeichen für relativ späten Ursprung einer Partie ist. Daß auch die Ilias zum Abschluß gekommen ist in einer Zeit, als die Kenntnis des Eisens schon weit verbreitet war, brauchte mir nicht entgegengehalten zu werden; denn das hatte ich selbst gesagt. Und wenn Polak<sup>26)</sup> hinzufügt, die Erwähnung des Eisens habe sich

26) In der früher (S. 115. 125 f.) angeführten Abhandlung S. 423.

von der zur Zeit der Dichter bestehenden Gebrauchsweise aus manchmal durch Zufall da eingeschlichen, wo dem traditionellen Stile gemäß Bronze hätte genannt werden sollen, so ist von diesem Gedanken aus nur noch ein Schritt, und kaum ein merkbarer Schritt, zu dem was ich behaupte. Lebten denn »die Dichter« alle zu gleicher Zeit? Polak scheidet ja selber eine äolische und eine ionische Periode des Epos. War für alle Zeitstufen innerhalb dieser beiden Perioden Eisen gleich sehr schon das gebräuchliche Metall? lag für alle die Versuchung gleich nahe, es an Stelle der in der poetischen Sprache noch herrschenden Bronze einzusetzen? Sicherlich nicht, sondern hier gab es, in einer durch Jahrhunderte gehenden Entwicklung, Unterschiede und Stufen. Im Hinblick auf diese verdient es doch verzeichnet zu werden, wiewohl dabei der Zufall mitspielen kann, daß in der Ilias die Gesänge Α Β Γ Μ Ν Ξ Ο Π Τ Φ, in der Odyssee β γ ζ η θ κ λ ν σ υ χ ohne jedes Beispiel des Eisens sind. Wenn dann aber von den 23 Beispielen der Ilias 3 auf Δ, 3 auf Η, 5 auf Ψ, 2 auf Ω kommen, die übrigen 10 sich auf ebenso viele Bücher zu je einem verteilen, so heben sich deutlich diese vier Gesänge als Teile einer jüngsten Schicht von der Mehrzahl der übrigen ab. Für Ψ und Ω ist dies ohnehin wohl anerkannt; für Δ und Η aber wird es dadurch bestätigt, daß hier auch die Art der Erwähnung eine besonders spät eingedrungene ist: von den geringen Spuren eiserner Waffen in der Ilias steht eine in Δ, eine in Η.

II. In historischer Zeit bestand bei den Griechen die feste Sitte, daß ein Mädchen das sich verheiratete von ihren Angehörigen mit einer Mitgift ausgestattet wurde. In alter Zeit war es anders gewesen; davon weiß Aristoteles zu berichten (Polit. II 5 [8] p. 1268 b, 39): τοὺς ἀρχαίους νόμους (φαίη ἄν τις) λίαν ἀπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικοῦς· ἐσιδηροφούντο τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο παρ' ἀλλήλων. Und der ursprüngliche Zustand ist bei Homer noch durchaus der herrschende. Von Andromache heißt es (X 472), Hektor habe sie in sein Haus geführt ἐκ δόμου Ἡετίωνος, ἐπεὶ πόρε μυρία ἔδνα. Dieselbe Begründung kehrt mit gleichen oder ähnlichen Worten in anderen Fällen wieder (II 178. 190. λ 282), so daß man, mag auch die Etymologie des Wortes ἔδνα zweifelhaft sein, deutlich sieht: es bezeichnet den Kaufpreis, den der Bräutigam für das Mädchen dem Vater bezahlt. Von Antenors Sohn Iphidamas, der eine Tochter seines Großvaters Kisses geheiratet hatte, wird erzählt, er sei fern von seiner Gattin

gefallen, ἦς οὐ τι χάριν ἴδε, πολλὰ δ' ἔδωκεν (Λ 243). Odysseus' Eltern haben seine Schwester Ktimene nach Same gegeben καὶ μῦρ' ἔλοντο (ο 367). Zuweilen wird statt der ἔδνα eine Dienstleistung gefordert oder angeboten: so wollte Neleus seine Tochter Pero nur dem geben, der die Rinder des Iphiklos aus Phylake holen würde (λ 288 f.); und Othryoneus hoffte die schönste von Priamos' Töchtern, Cassandra, ohne Kaufpreis (ἀνάεδνον) zu gewinnen, wenn er die Achäer aus Troas vertrieben hätte (Ν 366). Als er nachher von der Hand des Idomeneus fällt, spottet dieser: der Tote hätte einen ähnlichen Handel mit Agamemnon eingehen können; und indem er ihn an sich zieht um ihn der Waffen zu berauben, sagt er (384 f.): ἀλλ' ἔπευ, ὄφρ' ἐπὶ νηυσὶ συνώμεθα ποντοπόροισιν ἀμφὶ γάμῳ, ἐπεὶ οὐ τοὶ ἐδνωταὶ κακοὶ εἶμεν. Ganz unentgeltlich sein Schwiegersohn zu werden bietet Agamenon dem Achill an, den er versöhnen will (Ι 446 = 288): drei Töchter habe er zu Hause in Argos, τῶν ἦν κ' ἐθέλησι φίλην ἀνάεδνον ἀγέσθω. Und die gleiche Bereitwilligkeit erklärt (η 344) Alkinoos seinem Gaste, um den hilflos und natürlich besitzlos ans Gestade Geworfenen zu ehren und wegen der Bedenken, die er selbst soeben geäußert hat, zu beruhigen. Solche Ausnahmen bestätigen nur die Regel, daß die Braut gekauft werden mußte. Wie wenig man darin etwas Anstößiges oder nur Unzartes empfand, beweist Odysseus, der es in seiner wohl überlegten Anrede an die phäakische Königstochter erwähnt; er preist den glücklich (ζ 159), ὅς κέ σ' ἐδνοῖσι βρίσας οἰκόνδ' ἀγάγηται. Trotzdem blieb das Bewußtsein lebendig, daß es sich um ein Geschäft handelte, bei dem jeder Teil sein eignes Interesse im Auge hatte, und das rückgängig gemacht werden konnte wenn der eine sich übervorteilt sah. In dem Liede des Demodokos läßt der Dichter, als Aphroditens Untreue offenkundig ist, den betrogenen Ehemann drohen (θ 347 ff.): ἀλλὰ σφωε δόλος καὶ δεσμὸς ἐρύξει, εἰς ὃ κέ μοι μάλα πάντα πατὴρ ἀποδώσιν ἔδνα, ὅσα οἱ ἐγγυάλιξα κυνώπιδος εἶνεκα κούρης.

Die Bedeutung des Wortes ἔδνα blieb natürlich auch den Alexandrinern nicht verborgen. So lautet ein Scholion A zu Ν 382, das wenigstens zum Teil auf Aristonikos zurückgeht: ἡ διπλῆ ὅτι ἔδνα ἐδίδοσαν οἱ μνηστῆρες· »ἐδνωταὶ« δὲ κηδεσταί, πενθεροί· οὗτοι γὰρ τὰ ἔδνα παρὰ τῶν μνηστευομένων ἐδέχοντο (so Cobet für ἐνεδέχοντο). Aber es stehen andere Zeugnisse gegenüber, die nicht ganz dazu stimmen. Zu II 478 hat Aristonikos notiert, ὅτι ἔδνα τὰ ὑπό

τῶν γαμούντων διδόμενα ταῖς γαμουμέναις, wonach die Geschenke nicht dem Vater sondern der Braut selbst gegeben worden wären. Mit Rücksicht darauf hat Friedländer an der vorigen Stelle (N 382) den zweiten Teil der Bemerkung, die Erklärung von ἐδνωται, dem Aristonikos abgesprochen und nicht mitgedruckt. Vielleicht mit Recht; denn diese Erklärung ist zwar die richtige, steht aber vereinzelt da, während die andere mehrfach wiederkehrt. Sie findet sich z. B. im Lexikon des Apollonios: »ἔδνα« τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μεμνηστευμέναις διδόμενα δῶρα, und ähnlich bei Hesychios: »ἔδνα« φερνή, τὰ ὑπὸ τῶν μνηστήρων ταῖς μνηστευόμεναις διδόμενα· »μελία« δὲ τὰ ὑπὸ τῶν γονέων ταῖς γαμουμέναις. Hier ist konfuserweise der Begriff der φερνή (Mitgift) mit herangezogen; außerdem, wohl in entfernter Erinnerung an I 147, ein Zusatz über μελία gemacht. Wichtiger aber als beides ist der Unterschied in der Zeitform des Partizipiums, μνηστευόμεναις statt μεμνηστευόμεναις, der auf ein wirkliches Schwanken der Ansichten hinzudeuten scheint. Denn noch in einer dritten Form hat sich, auch bei Hesychios, dieselbe Angabe erhalten: »ἀνάδνον« ἄπροικον, χωρὶς ἔδνων· ἔδνα δὲ ἐστὶ τὰ πρὸ τῶν γάμων ταῖς γαμείσθαι μελλούσαις παρὰ τῶν μνηστήρων διδόμενα δῶρα. Die Frage, in welchem Zeitpunkt genau genommen die Geschenke gegeben wurden, ist für die sittengeschichtliche Entwicklung nicht ohne Interesse, aber der Unterschied in diesem Punkte doch nicht so groß, daß man Bedenken tragen müßte die in der Hauptsache immerhin übereinstimmenden Erklärungen aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten. Als solche sieht Cobet Aristarch an, und Friedländer hat ebenso geurteilt. Man könnte einwenden, daß die sachlich richtige Auffassung, die in dem zweiten Teil des Scholions zu N 382 gegeben ist, besser für Aristarch passe, die Unklarheit in den übrigen Zeugnissen auf Rechnung seiner Nachfolger zu setzen sei; aber das würde sich schwer beweisen lassen. Es kommt auch nicht allzuviel darauf an. Selbst wenn Aristarch irrtümlich sich ἔδνα als Geschenke dachte, die der Braut vom Bräutigam gegeben wurden, so verdient er dafür nicht den Spott und Tadel, den Cobet (MCr. 243) über ihn ausgießt. Denn der Übergang von der Sitte des Brautkaufes zu der der Mitgift hat sich tatsächlich bei manchen Völkern<sup>27)</sup> in

27) Beispiele für dieses Übergangsstadium aus den Sitten jetzt lebender Völker findet man bei A.H. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte

der Weise vollzogen, daß die Gewohnheit aufkam der Tochter den vom Schwiegersohn erhaltenen Preis ganz oder teilweise zur Ausstattung mitzugeben. Ob dies auch in Griechenland so gewesen ist und ob dem Aristarch etwas davon bekannt war, wissen wir freilich nicht; vielleicht sind die Worte des Chores in Äschylos' Prometheus 559 f. *ὅτε τὰν ὀμοπάτριον ἔθνοισι ἄγαγεσ' Ἡσιόταν πιθὼν δάμαρτα κοινόλεκτρον*, die Cobet (p. 249) als Probe eines mißverständlichen Gebrauches anführt, natürlicher Ausdruck des Überganges zu einer geänderten Sitte. Soviel aber steht fest, daß schon die homerische

des Familienrechts (1889) S. 179 f. Lehrreich ist auch der allmähliche Wandel der sich auf dem Gebiete des germanischen Rechts vollzogen hat. Daß die Ehe hier jemals ein »Kauf des Weibes« gewesen sei, bestritt Felix Dahn (z. B. Deutsche Geschichte I 4 [1883] S. 135), ist aber mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen, wofür ich mich begnüge auf Rob. Bartsch, Die Rechtsstellung der Frau als Gattin und Mutter (1903) S. 62, zu verweisen. Doch von Anfang an bestand schon in den Zeiten, wo das Institut der Kaufehe noch ganz lebendig war, daneben der feste Brauch, daß auch die Frau dem Manne etwas an Besitz zubrachte. Darüber sagt Tacitus Germ. 18: *Dotem non uxor marito sed uxori maritus offert. intersunt parentes ac propinqui ac probant munera, non ad delicias muliebres quaesita nec quibus nova nupta comatur, sed boves et frenatum equum et scutum cum frama gladioque* [vgl. dazu die nachher zu besprechende Stelle σ 278 f.]. *in haec munera uxor accipitur, atque invicem ipsa armorum aliquid viro adfert: hoc maximum vinculum, haec arcana sacra, hos coniugales deos arbitrantur.* Den inneren Sinn der ihm fremden Einrichtung hat der Römer nicht ganz verstanden, den Hergang aber richtig beschrieben. Noch in fränkischer Zeit vollzog sich bei einem großen Teile der deutschen Stämme die Eheschließung in der altertümlichen Form des Brautkaufes; »vielfach muß aber die Sitte bestanden »haben, daß der Vormund den erhaltenen Preis (*Wittum*) der Braut ganz »oder teilweise in die Ehe mitgab. — — So wurde der Kaufpreis, ohne »zunächst seine juristische Natur zu ändern und seine Notwendigkeit für »jede vollgültige Ehe zu verlieren, zu einer von dem Vormunde aus- »bedungenen Dos des Bräutigams an die Braut.« Die Entwicklungsstufe, die Richard Schröder (Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte<sup>2</sup> [1894] S. 294 f.; vgl. S. 300) in diesen Sätzen bezeichnet hat, entspricht genau der Auffassung der ἔθνη, wegen deren Aristarch von Cobet getadelt wird. In Deutschland trat die Vorstellung des Kaufes seit dem 12. Jahrhundert zurück (s. Schröder S. 699 f.), das Wittum wurde nur noch durch ein Handgeld angedeutet, das der Bräutigam, meist in Gestalt des Eheringes, bot; und auch dieser letzte Rest der alten Anschauung verschwand, als, seit dem 13. Jahrhundert, der Ringwechsel üblich wurde. Auf der andern Seite sind Bedeutung und Umfang der *Gerade*, d. h. des Besitztums das die Braut dem Manne zubrachte, immer mehr gewachsen.

Dichtung bis in die Zeit herabreicht, in der der ältere Gebrauch allmählich verlassen wurde und der jüngere aufkam. Wie Priamos von der Hoffnung spricht, Lykaon und Polydoros, die ihm Laothoe die Tochter des Altes geboren hat, aus der griechischen Gefangenschaft zurückzukaufen, gedenkt er der Schätze, welche diese seine Gemahlin von ihrem Vater mitbekommen hat: πολλὰ γὰρ ὄπασε παιδί γέρων ὀνομάκλυτος Ἄλτης (X 54). Und Agamemnon begnügt sich nicht damit Achill gegenüber auf eine Zahlung für die Tochter die er ihm geben will zu verzichten, sondern fügt das Versprechen hinzu (I 447 f.): ἐγὼ δ' ἔπι μείλια δώσω πολλά μάλ', ὅσσ' οὐ πώ τις ἔῃ ἐπέδωκε θυγατρί.

Aber diese Stelle ist für Cobet ein Grund mehr Aristarch zu schelten: er habe so verschiedene Dinge wie ἔδνα und μείλια verwechselt; das trete besonders in der Anmerkung zu β 53 hervor. Dort klagt Telemach in öffentlicher Rede über die Zudringlichkeit der Freier (52 ff.):

οἱ πατρός μὲν ἐς οἶκον ἀπερρίγασι νέεσθαι  
 Ἰκαρίου, ὅς κ' αὐτὸς ἐδνώσαιτο θυγάτρα,  
 δοίη δ', ἢ κ' ἐθέλοι καὶ οἱ κεχαρισμένος ἔλθοι.  
 55 οἱ δ' εἰς ἡμέτερον πωλεόμενοι κτλ.

Dazu bemerkt Aristonikos: κυρίως μὲν ἔδνα ἐστὶ τὰ διδόμενα ὑπὸ τοῦ γαμοῦντος τῇ γαμουμένῃ· νῦν δὲ καταχρηστικῶς κεῖται ἡ λέξις ἀντὶ τοῦ »χρήματα ἐπιδοίη«. Cobet macht sich über die Wendung νῦν δὲ καταχρηστικῶς lustig und verlangt, daß auch hier die echte Bedeutung von ἔδνα zugrunde gelegt, ἐδνώσαιτο also übersetzt werde: »für Brautgeschenke verkaufen würde«. Die neueren Erklärer sind teils der einen teils der anderen Auffassung gefolgt. Um die Frage zu entscheiden, wollen wir die Stellen, an denen von ἔδνα in bezug auf die Freier der Penelope die Rede ist, vergleichen, nur die, welche selbst erst der Erklärung bedürfen, vorläufig außer Betracht lassen.

Daß die Hand der Penelope, wie jeder anderen Frau, dem gebühre, der den größten Preis zahlt, darüber herrscht nirgends ein Zweifel. Als Telemach dem fremden Bettler gegenüber seine Notlage schildert, die dadurch begründet ist daß seine Mutter zu keinem Entschluß kommen kann, sagt er, sie schwanke ob sie noch länger im Hause bleiben solle: ἢ ἤδη ἄμ' ἔπηται, Ἀχαιῶν ὅς τις ἄριστος μνάται ἐνὶ μεγάροισιν ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρῃσιν

(π 76 f.). Von den Freiern gibt Agelaos dem Telemach in freundlicher Absicht den Rat, er möge seiner Mutter zureden, γήμασθ', ὅς τις ἄριστος ἀνὴρ καὶ πλεῖστα πόρησιν (ο 335). Die gleiche Anschauung liegt den resignierten Worten zugrunde, mit denen φ 161 f. Leodes den Bogen, den er nicht spannen konnte, bei Seite stellt. Und Penelope selbst deutet an, nach welchem Maßstabe sie, wenn überhaupt, den neuen Gemahl wählen wird (τ 528 f.): ὅς τις ἄριστος μῆται ἐνὶ μεγάροισι πορῶν ἀπερείσια ἔδνα. Noch ist sie freilich weit von diesem Entschluß entfernt, und was Athene in Sparta an Telemach berichtet, es sei nahe daran, daß seine Mutter dem Eurymachos die Hand reiche, ist nur erdacht um jenen zur schnellen Heimkehr zu bewegen; aber charakteristisch ist doch die Art, wie sie ihre falsche Aussage begründet (ο 17 f.): ὁ γὰρ περιβάλλει ἅπαντας μνηστῆρας δώροισι καὶ ἐξώφελεν ἔδνα. Danach kann auch β 53 ἐδνώσαιο nicht anders gemeint sein. Telemach will sagen: »Die Freier sträuben sich in das Haus des Ikarios zu gehen, der seine Tochter dem Meistbietenden unter ihnen verkaufen würde.« Sonst würde man auch gar nicht verstehen, warum die Freier sich gegen dieses Verfahren sträuben (ἀπερρίγασι); wenn die Aussicht bestünde, daß der glückliche Bewerber noch Geschenke dazu bekäme, so hätten sie alle Ursache einverstanden zu sein.

Die Stelle in Telemachs Rede ist also von Cobet richtig erklärt; aber müssen wir nun auch die Konsequenzen annehmen, die er daraus gezogen hat? Es handelt sich da um die Forderung, die Eurymachos in seiner Gegenrede erhebt (β 494 ff.):

Τηλεμάχῳ δ' ἐν πᾶσιν ἐγὼν ὑποθήσομαι αὐτός·  
 195 μητέρα ἦν ἐς πατρός ἀνωγέτω ἀπονέεσθαι·  
 οἱ δὲ γάμον τεύξουσι καὶ ἀρτυνέουσιν ἔδνα  
 πολλὰ μάλ', ὅσσα ἔοικε φίλης ἐπὶ παιδὸς ἔπεσθαι.

Hier können ἔδνα unmöglich als Kaufpreis verstanden werden, wenn hinzugefügt wird, daß sie »die liebe Tochter begleiten« sollen<sup>28)</sup>. Deshalb sieht sich Cobet genötigt den letzten Vers hier und α 278, wo dieselben Worte dem Mentos in den Mund gelegt sind, für interpoliert zu erklären. Aber die Schwierigkeit ist damit noch nicht gehoben. Daß einer der Freier οἱ δέ sagen und damit

28) Ganz unklar scheint mir die Behandlung dieser Stelle bei van Oordt, De nuptiis heroum, Mnemos. 26 (1898), p. 293 sq.

sich und seine Genossen meinen könne, würde Cobet (MCr. 245) nicht behauptet haben, wenn ihn nicht der Eifer gegen die irrige Auffassung des Wortes  $\xi\delta\nu\alpha$  fortgerissen hätte. Der Anstoß wäre um so stärker, als der ganze Gedanke in  $\beta$  seinen eigentlichen Platz hat, in  $\alpha$ , wo Athene-Mentes ihn ausspricht, erst nach dem Muster der Rede des Eurymachos wenig geschickt angebracht ist; da wäre es doch wunderbar, wenn die Beziehung des  $\omicron\iota\delta\acute{\epsilon}$  und damit der Sinn des ganzen Vorschlages an der ursprünglichen Stelle soviel weniger deutlich geraten wäre als an der nachahmenden. Jedenfalls darf uns nicht zugemutet werden einen solchen Widerspruch durch gewaltsamen Eingriff in den überlieferten Text selber herzustellen. Es bleibt wirklich nichts übrig, die  $\xi\delta\nu\alpha$  sind  $\beta$  196 und  $\alpha$  277 das was wir Mitgift nennen: dies hat unter anderen Kirchhoff (Od.<sup>2</sup> 243 f.) mit Entschiedenheit erkannt. Auch die Griechen selbst haben die Stelle so verstanden; denn bei späteren Dichtern wird mehrfach das von der Braut Mitgebrachte  $\xi\delta\nu\omicron\nu$  genannt, wofür Cobet (p. 248 sq.) aus Pindar und Euripides Beispiele anführt. Aber wie ist das Wort zu der geänderten Bedeutung gekommen?

Die Antwort liegt eigentlich nicht fern und tritt sofort klar hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, wer denn den Vorschlag macht, daß die  $\xi\delta\nu\alpha$  von den Eltern gegeben werden sollen. Es ist Eurymachos, mit der frechste unter den Freiern. Er und seine Genossen haben natürlich kein Interesse daran die ältere Sitte zu bewahren; ja wir erfahren geradezu, daß sie sich ihr zu entziehen suchen. Zwar heißt es in der Schilderung, die Teiresias, und später in der, die Athene von ihrem Treiben gibt ( $\lambda$  117. v 378):

$\mu\nu\acute{\omega}\mu\epsilon\nu\omicron\iota\ \acute{\alpha}\nu\tau\iota\theta\acute{\epsilon}\rho\eta\nu\ \acute{\alpha}\lambda\omicron\chi\omicron\nu\ \kappa\alpha\iota\ \xi\delta\nu\alpha\ \delta\iota\acute{\omicron}\nu\tau\epsilon\varsigma.$

Aber das kann ein formelhafter Ausdruck für »Bewerbung« sein und braucht nicht anders beurteilt zu werden, als wenn der Dichter von Kalyпсо erzählt, sie habe für Hermes Nektar »gemischt« ( $\epsilon$  93), oder wenn er den Odysseus zu Nausikaa sagen läßt ( $\zeta$  149. 168 f.):  $\gamma\omicron\nu\nu\omicron\upsilon\mu\alpha\iota\ \sigma\epsilon\ \acute{\alpha}\nu\alpha\sigma\sigma\alpha$  — —  $\delta\epsilon\iota\delta\iota\alpha\ \delta\prime\ \alpha\iota\nu\tilde{\omega}\varsigma\ \gamma\omicron\upsilon\tilde{\nu}\omega\nu\ \acute{\alpha}\psi\alpha\sigma\theta\alpha\iota.$  Viel wichtiger, weil durchaus ernst gemeint und anschaulich ausgeführt, ist die Beschwerde, mit der in  $\sigma$  Penelope den Freiern gegenübertritt (274 ff.):

- ἀλλὰ τόδ' αἰνὸν ἄχος κραδίην καὶ θυμὸν ἰκάνει·  
 275 μνηστήρων οὐχ ἤδε δίκη τὸ πάροιθε τέτοκτο.  
 οἱ τ' ἀγαθὴν τε γυναῖκα καὶ ἀφνειοῖο θύγατρα  
 μνηστεύειν ἐθέλωσι καὶ ἀλλήλοις ἐρίωσιν,  
 αὐτοὶ τοὶ γ' ἀνάγουσι βόας καὶ ἴφια μῆλα,  
 κούρης δαῖτα φίλοισι, καὶ ἀγλαὰ δῶρα διδοῦσιν,  
 280 ἀλλ' οὐκ ἀλλότριον βίοτον νήποινον ἔδουσι.

Die Worte haben bekanntlich den Erfolg, daß die einzelnen Freier aus ihren Wohnungen Geschenke für die Königin holen lassen. Man hat an diesem Auftreten der »treuen Gattin« Anstoß genommen, und Wilamowitz (HU. 29—34) hat die ganze Episode als ein Stück, »das fast in die Parodie überspielt«, ausgeschieden und der spätesten Zeit, etwa der des Archilochos, zugewiesen. Aber wir werden sehen, daß darin noch ein anderer ursprünglicher und für das Verständnis der Odyssee grundlegender Gedanke enthalten ist. Und wenn das auch nicht wäre, wir dürfen unser Urteil über die sittlichen Anschauungen längst vergangener Zeiten nicht durch modernes Empfinden bestimmen lassen. Daß Penelope wirklich mit ihrem Vorwurf den Angelpunkt der Situation trifft, zeigt von der andern Seite Antinoos in der Rede, die er nach dem vergeblichen Unternehmen gegen Telemach vor den Freiern hält: wie durch ein Wunder ist der verhaßte Erbe des Odysseus den Nachstellungen entgangen; jetzt soll man ihn auf dem Lande überfallen und töten, seine bewegliche Habe verteilen, sein Haus der Mutter geben und dem der sie heiraten wird. Um diesem Vorschlag mehr Nachdruck zu geben, schließt der Redner (π 387 ff.) so:

- εἰ δ' ὑμῖν εἶδε μῦθος ἀφανδάνει, ἀλλὰ βόλεσθε  
 αὐτόν τε ζῶειν καὶ ἔχειν πατρώια πάντα,  
 μή οἱ χρήματ' ἔπειτα ἄλις θυμηδέ' ἔδωμεν  
 390 ἐνθάδ' ἀγειρόμενοι, ἀλλ' ἐκ μεγάρου ἕκαστος  
 μνάσθω ἐέδνοισιν διζήμενος. ἦ δέ κ' ἔπειτα  
 γῆμαιθ', εἰς κε πλεῖστα πόροι καὶ μύρσιμος ἔλθοι.

Daß Antinoos es mit dieser zweiten Möglichkeit ernst meinen könnte, ist durch seinen Charakter ausgeschlossen; er will nur, um die andern zu entschlossenem Handeln aufzustacheln, ihnen zeigen, wohin sie kommen, wenn sie seinem Rate nicht folgen. »Falls ihr den Telemach schonen wollt«, sagt er, »dann mögt ihr »nur gleich ganz und gar euch dem Herkommen beugen und

»schlicht bürgerlich mit Brautgeschenken um die Königin werben.« So verstehen es auch die Hörer: alle verstummen, bis der verständige Amphinomos einen Vorwand findet die Entscheidung hinauszuschieben.

Durch den Rat, den Antinoos hier spottenderweise seinen Freunden erteilt, wird für uns aufs willkommenste die ernsthafte Zumutung ergänzt und erläutert, die Eurymachos in der Volksversammlung an Telemach gerichtet hat: er solle seine Mutter zu ihren Eltern zurückschicken, damit die sie mit Geschenken ausgestattet einem der Bewerber zur Ehe gäben. Wir wissen, daß bei den Griechen wie anderwärts die Einrichtung des Brautkaufes durch die Sitte der Mitgift abgelöst worden ist, und haben aus zwei vorher (S. 290) angeführten Ilias-Stellen gesehen, daß auch dieses älteste Epos erst in einer Zeit vollendet sein kann, in der die spätere Gewohnheit einzudringen begann. Wunderbar wäre es, wenn der Wandel der Anschauungen sich glatt und friedlich, ohne Anstoß vollzogen hätte: und nun versetzt uns die Odyssee mitten hinein in die Kämpfe die hier geführt sein müssen. In ihr vertreten Penelope und Telemach den älteren Brauch, die Freier sind rücksichtslose Vorkämpfer des neuen; und der natürliche Gegensatz, in den beide Parteien dadurch gestellt sind, ist eines der wesentlichen Motive, auf denen die dramatisch bewegte Handlung des Gedichtes beruht.

Ein Zweifel scheint noch übrig zu bleiben: war wirklich die Zeit, in der das Epos sich bildete, als Periode des Übergangs selber schwankend in dem was sie für recht hielt? oder stammt etwa die Unsicherheit daher, daß die Stellen, an denen verschiedene Anschauungen hervortreten, in verschiedenen Zeiten entstanden sind? Für die Beispiele aus der Ilias steht der zweiten Annahme nichts im Wege; für die Odyssee aber ist es unmöglich die einander widersprechenden Anwendungen des Wortes  $\epsilon\delta\nu\alpha$  in  $\beta$  (53 und 496) auf diese Weise abzutun und damit ein in sich so geschlossenes Stück wie die Verhandlung mit den Bürgern zu zerreißen. Hier drängt alles zu der Auffassung, die wir angedeutet haben, daß die Dichtung deshalb Gegensätze darstellt, weil die Menschen, von denen und für die sie geschaffen wurde, selbst vom Streit um diese Gegensätze bewegt waren. Und dies wird durch eine weitere Beobachtung bestätigt. Auch darüber nämlich erhalten wir aus der Odyssee nicht ganz klare Auskunft, wer eigentlich, falls der König

nicht heimkehrt, die Hand seiner Witwe zu vergeben hat. Telemach lehnt es ab (β 130), stellt dann aber doch, für den Fall daß er bestimmte Kunde vom Tode des Vaters erhält, ein energisches Eingreifen in Aussicht (β 223 ἀνέρι μητέρα δώσω). Die Freier verlangen von ihm, daß er ein Ende machen soll, aber in der Form, daß er die Mutter ins Haus ihres Vaters zurückschickt, damit der sie einem Manne verlobe (β 113 f. 195), und diesen Ausweg scheint Telemach selbst am meisten zu wünschen (β 53). Der Gesamteindruck endlich, den man bei Lektüre der Odyssee gewinnt, ist der, daß Penelope selbst die Entscheidung hat (ο 20. π 391. φ 161). Wie sie sich dessen bewußt ist (τ 157. 524. 571 ff.), so wird sie von andern, je nach deren Stellung, für ihre Standhaftigkeit gelobt (λ 181) oder gescholten (β 94. 124). Das Ursprüngliche ist nun überall, daß der nächste männliche Verwandte der Witwe, in erster Linie ein erwachsener Sohn, demnächst ihr Vater, berufen ist sie einem neuen Manne zu verloben; erst eine spätere Zeit hat ihr das Recht der eigenen Entschließung zugestanden: die eine der beiden Rechtsanschauungen verträgt sich nicht mit der anderen. Wenn in der Odyssee trotzdem beide nebeneinander zu gelten scheinen, so ist auch hier die Erklärung ausgeschlossen, daß die Spuren der jüngeren im allmählichen Wachstum der Dichtung hinzugekommen seien; denn auf dem inneren Konflikt, in den Penelope versetzt ist, beruht ja gerade das Interesse der Handlung nicht nur für uns sondern auch für den Dichter. Dagegen ist es sehr wohl begreiflich, daß zu einer Zeit, als die spätere, für unser Gefühl menschenwürdigere Stellung der Witwe sich befestigte, noch eine Erinnerung an die ältere Sitte im Volksbewußtsein lebendig war; oder, von der anderen Seite angesehen, daß die neue Anschauung eben deshalb aufkam, weil man sich mehr und mehr scheute das alte Recht in voller Strenge auszuüben. Ein Beispiel dieser Gesinnung bietet Telemach. Er ist der natürliche Vormund seiner Mutter, so daß deren Vater erst dann eintreten könnte, wenn Telemach auf sein Recht ausdrücklich verzichtete; das will er nicht. Aber er mag auch nicht so handeln, wie es ihm von rechtswegen zukäme; denn er ehrt den Schmerz seiner Mutter und ist eben erst erwachsen. Obendrein hat Odysseus selbst, als er nach Troja fortzog, seiner Frau zwar befohlen sich wieder zu verheiraten, wenn der Sohn erwachsen und er bis dahin nicht zurückgekehrt sei, aber die Wahl des Gatten ihr selbst anheimgestellt (σ 269 f.):

αὐτὰρ ἐπὴν δὴ παῖδα γενεΐσαντα ἴδῃαι,  
 γήμασθ' ᾧ κ' ἐθέλησθα τεὸν κατὰ δῶμα λιποῦσα.

Das ist ein Stück jenes Abschnittes, den Wilamowitz als späte, fast parodische Eindichtung ausgeschieden hat. Der Auftrag des scheidenden Königs wird uns noch weiterhin beschäftigen; hier kommt es nur darauf an die Voraussetzungen zu erkennen, die sich aus ihm für die rechtliche Stellung der Penelope ergeben: sie soll selbst entscheiden, wen sie zum Gemahl nehmen will; aber das Recht dazu hat sie nicht ohne weiteres, sondern es ist ihr durch ausdrückliche Erklärung ihres ersten Mannes zugestanden worden. In diesem Zuge der Erfindung zeigt sich deutlich, wie der Dichter selbst fühlte, daß er seine Zuhörer in die Zeit des Fortschrittes von einer Stufe des Rechtsbewußtseins zu einer späteren versetzte. —

III. Der Gottesdienst fand auch bei den Griechen in ältester Zeit nicht in Tempeln statt sondern unter freiem Himmel. Wo ein schattender Hain, eine Quelle von Bäumen umstanden, ein vorspringender Fels dazu einlud, dort errichtete man einen Altar um den Himmlischen zu opfern; wer ihnen Geschenke weihen wollte, befestigte sie an den Seiten des Altars oder an den Bäumen, die ihn umgaben. Zur Erläuterung dieser Sitte verwies Helbig (HED.<sup>2</sup> 417) besonders auf die Ausgrabungen von Olympia und Cypern. Inzwischen ist das Material, das ihm bekannt war und das er zum Teil brieflichen Mitteilungen von Ohnefalsch-Richter verdankte, durch dessen großes Werk über Cypern (1893) wesentlich vermehrt worden. Jene primitiven Kultusstätten waren zunächst wohl nach allen Seiten offen und jedem zugänglich; dann stellte sich das Bedürfnis heraus sie durch ein Gehege oder eine Mauer einzuschließen; zuletzt baute man der Gottheit, die man nun auch im Bilde nachzuahmen und festzuhalten suchte, ein bedachtes Haus. Homer führt uns auch hier in die Periode des Übergangs: das hat Helbig richtig erkannt und durch Besprechung sämtlicher Fälle, wo im Epos Heiligtümer der älteren oder jüngeren Art vorkommen, bewiesen. Wenn demnach die Verehrung der Götter in Tempeln jünger ist als die im Freien und sich dies darin äußert, daß bei Homer die Beispiele der älteren Art beträchtlich häufiger sind, so ist weiter zu erwarten, daß die anderen, seltneren sich zugleich erst in den später entstandenen Partien des Epos finden; und

umgekehrt: in ihrem Vorkommen hat man einen neuen Maßstab für die Abschätzung des relativen Alters der Lieder.

A. Den Anfang mögen diejenigen Stellen machen, an denen zweifellos ein Tempel erwähnt wird. Es sind folgende:

1) Das Haus der Stadtgöttin von Athen finden wir zweimal genannt: im Schiffskatalog, wo es von Erechtheus heißt (B 547 ff.):

— — — — ὄν ποτ' Ἀθήνη

θρέψε Διὸς θυγάτηρ, τέκε δὲ Ζεῖδωρος ἄρουρα·

καὶ δ' ἐν Ἀθήνησιν εἶσεν ἐφ' ἐνὶ πτόνι νηφί,

550 ἔνθα δέ μιν ταύροισι καὶ ἀρνειοῖς ἰλάονται

κοῦροι Ἀθηναίων περιτελλομένων ἐνιαυτῶν,

und η 80 f., wo Athene das Land der Phäaken verlassen hat,

ἴκετο δ' ἐς Μαραθῶνα καὶ εὐρυάγειαν Ἀθήνην,

δῶνε δ' Ἐρεχθῆος πυκινὸν δόμον.

An der ersten Stelle hat offenbar der Dichter von dem Tempel und dem Platz, den er im Kultus einnimmt, eine deutliche Vorstellung; an der zweiten erscheint die Göttin als Gast des Königs in dessen Hause. Trotz dieses Unterschiedes, den Reichel (Hom. Waffen<sup>2</sup> 154) hervorgehoben hat, sind beide Zeugnisse im Gedankenkreise unserer Ilias und Odyssee etwas Fremdartiges. Sie gehören den Interpolationen an, die in Athen zur Zeit des Peisistratos in den Text gebracht worden sind, wovon früher (S. 127. 132 f.) gehandelt wurde.

2) Ein Athenetempel steht auf der Burg von Ilios, in dem Hekabe nach Anweisung des Sehers Helenos die troischen Frauen versammelt, um der Athene einen Peplos und Gelübde darzubringen (Z 88. 274. 279. 297 f.; vgl. 379). Dieser Tempel ist zugleich der einzige, für den ein Kultusbild der Gottheit vorausgesetzt wird, wovon schon oben (S. 259. 268) die Rede war. — 3) Ebendort befindet sich ein Tempel des Apollon, in den der Gott den vom Kampf erschöpften Äneas entrückt (E 446), der dann im ἄδυτον (448) von Leto und Artemis gepflegt wird. Dieses Tempels gedenkt noch einmal Hektor in der Herausforderung zum Zweikampf, die er an die Griechen richtet: wenn er seinen Gegner besiegt, so will er den Leichnam zur Bestattung ausliefern, nur die Rüstung des Erschlagenen mitnehmen und προτὶ νηὸν Ἀπόλλωνος ἐκάτοιο aufhängen (H 83).

4) Von besonderer Art ist der Apollontempel in Chryse, den Helbig zu den wirklichen Beispielen aus homerischer Zeit rechnet; auch von diesem wird nur gesagt daß er gebaut worden sei, in der Handlung selbst spielt er keine Rolle. Wie der Priester zu seinem Gotte betet, hebt er das Verdienst hervor, das er sich unter anderem durch Tempelbau erworben habe (A 39 ff.):

— — εἴ ποτέ τοι χαρίεντ' ἔπι νηὸν ἔρεψα,  
ἦ εἰ δὴ ποτέ τοι κατὰ πίονα μηρὶ ἔκχη  
ταύρων ἠδ' αἰγῶν, τόδε μοι κρήνην ἐέλδωρ.

Nachher aber, wie Odysseus die geraubte Tochter und das Sühnopfer nach Chryse bringt, wird eines Tempels in dieser Stadt mit keiner Silbe gedacht. Von Chryseis heißt es (A 440 f.):

τὴν μὲν ἔπειτ' ἐπὶ βωμὸν ἄγων πολύμητις Ὀδυσσεὺς  
πατρὶ φίλῳ ἐν χερσὶ τίθει,

und von der Hekatombe wenige Verse später (447 f.):

— — τοὶ δ' ὄκα θεῶ κλειτὴν ἑκατόμβην  
ἐξείης ἔστησαν εὐδμητον περὶ βωμόν.

Man sieht: wo es gilt, mit eigener Phantasie den Hergang auszumalen, da tritt das Bild des Tempels zurück und wir haben wieder den im Freien errichteten Altar als einzigen festen Mittelpunkt der heiligen Handlung. Und doch soll Chryses nicht nur einen Tempel errichtet, sondern wiederholt solche für seinen Gott gedeckt haben? So verstand Platon die Stelle (ἐν ναῶν οἰκοδομήσσειν, Staat 394 A), und so war sie, ähnlich wie A 394 f., wohl wirklich gemeint. Deshalb vermutet Leaf in seiner Ausgabe, daß hier an die ursprüngliche Form eines Gotteshauses gedacht sei, *a mere roof to protect the image of a god standing in a grove*. Und van Leeuwen<sup>29)</sup> hat diesen Gedanken weiter ausgeführt, indem er mit Recht auf das Bildnis verzichtet und dem — vielleicht aus Zweigen schnell hergestellten — Dache nur den Zweck zuschreibt, daß dem zum Opfermahle geladenen Gotte ein würdiger Sitzplatz bereitet werden sollte. Sehr willkommen, wie nun auch von dieser Seite her ein Blick in die Zeit des Überganges eröffnet wird; und verdienstlich, was van Leeuwen zur Erläuterung aus späterer Lite-

29) van Leeuwen, NHOΣ quid est? Mnemos. 34 (1906) p. 184—190.

ratur der Griechen beibringt. Nur hätte er nicht versuchen sollen dieselbe Deutung auch für die anderen Stellen gelten zu machen. Ist das schon beim Erechtheion und den Tempeln auf der Burg von Ilios ohne große Gewaltigkeit nicht möglich, so vollends bei den Beispielen, die noch fehlen.

5) Wo der Dichter die Ansiedelung der Phäaken schildert, sagt er von Nausithoos: ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει καὶ ἐδείματο οἴκους καὶ νηὸς ποίησε θεῶν καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας (ζ 9 f.). Daß es sich hier nicht um gelegentliche Herrichtung einer Opferstätte sondern um Bauten, die Bestand haben sollten, handelt, zeigen die vorhergehenden wie die nachfolgenden Worte. Allerdings bemerkt Helbig (S. 422): die Angabe sei für die Beurteilung des in »der« Wirklichkeit vorliegenden Sachverhaltes von sehr geringem Werte, »da die Dichtung entschieden darauf ausgeht jene Stadt als eine »wunderbare und über die gewöhnlichen Verhältnisse erhabene« darzustellen.« Dies ist insofern nicht richtig, als der Verfasser dieser Verse doch jedenfalls die Sitte des Tempelbaues kennen mußte, wenn er sie den Phäaken andichten sollte; darin aber können wir Helbig beistimmen, daß die hier erwähnten Gotteshäuser für die Handlung des Epos keine greifbare Bedeutung haben, da ihr Bau nur als Tatsache hervorgehoben ist, die Stätten des Gottesdienstes nachher anders beschrieben oder vorausgesetzt werden. — 6) Ebenso ist zweifellos ein wirklicher Tempel der, den Eurylochos mit den übrigen Gefährten dem Sonnengotte zu bauen verspricht, wenn sie glücklich nach Ithaka heimgekehrt sein würden (μ 346).

B. Diesen sechs Beispielen steht eine merklich größere Zahl solcher Stellen gegenüber, an denen, wie im Grunde ja auch in Chryse, ein Gottesdienst im Freien angenommen oder eine altertümliche Kultstätte ausdrücklich erwähnt wird.

1) Ehe die Griechen von Aulis abfahren, haben sie den Göttern geopfert auf heiligen Altären, die eine Quelle umgaben, über der eine schöne Platane emporrage (B 305 ff.). Auch die Beschreibung des Wunders, das sich hier zugetragen hat, zeigt deutlich daß an einen Tempel nicht gedacht wird. — 2) Zeus gegenüber rühmt sich Agamemnon, er sei auf dem Wege nach Ilios an keinem seiner Altäre vorbeigefahren ohne zu opfern (θ 238 f.). — 3) Als Ägisthos die Frau des Atriden geheiratet hatte, feierte er ein großes Fest (γ 273 f.):

πολλὰ δὲ μῆρι' ἔκχε θεῶν ἱεροῖς ἐπὶ βωμοῖς,  
πολλὰ δ' ἀγάλματ' ἀνῆψεν, ὑφάσματά τε χρυσόν τε.

Das ist ganz jene alte Sitte, von der, wie schon erwähnt wurde, auf Cypern noch deutliche Spuren nachgewiesen sind. — 4) Odysseus vergleicht den schlanken Wuchs der Nausikaa mit dem eines Palmbaums, den er einst auf Delos Ἀπόλλωνος παρὰ βωμῶ (ζ 462) gesehen habe. Der Altar stand also im Freien und war das eigentliche Heiligtum des Gottes.

5) Einen für den Gottesdienst geweihten Platz bezeichnet auch die heilige Eiche des Zeus in der troischen Landschaft, die zweimal vorkommt: als Zufluchtsort für den zum Tode verwundeten Sarpedon (E 693) und als Aussichtspunkt für die dem Kampfe zuschauenden Götter (H 60). Daß ein Altar dabeigestanden habe, erfahren wir nicht. — 6) Auch von der Eiche des Zeus in Dodona (ξ 328. τ 297), aus deren Rauschen Orakel vernommen wurden, wird dies nicht ausdrücklich gesagt, ist aber hier doch wohl als selbstverständlich anzunehmen.

Besonders oft werden Wälder als Sitze der Gottesverehrung genannt: 7) Ein Hain des Poseidon, Ποσειδῆϊον ἀγλαὸν ἄλσος (B 506), befand sich zu Onchestos in Böotien. — 8) Das Heiligtum der Athene außerhalb der Stadt der Phäaken, bei dem Odysseus eine Zeitlang warten soll, wird zweimal (ζ 291. 324) ausdrücklich ἄλσος genannt und an der ersten Stelle so genau beschrieben, daß sicherlich ein Tempel, wenn hier sein Bild dem Dichter vorgeschwebt hätte, mit erwähnt worden wäre. — 9) Der Priester des Apollon in Ismaros, der von Odysseus verschont wurde und ihm zum Dank dafür so köstlichen Wein schenkte, wohnte ἐν ἄλσει δεινδρήεντι Φοῖβου Ἀπόλλωνος (ι 200 f.). — 10) Ausführlich und malerisch beschreibt der Dichter den Altar der Nymphen auf Ithaka, bei dem Odysseus und Eumäos dem Ziegenhirten begegnen (ρ 210): er steht auf der Höhe eines Felsens, an dessen Fuß eine Quelle entspringt, die im Schatten von Schwarzpappeln ihren Lauf beginnt. Man mag damit die ganz ähnliche Situation vergleichen, die Ohnefalsch-Richter bei Gelegenheit seiner Wanderungen auf Cypern angetroffen und sogleich mit unserer Homerstelle in Verbindung gebracht hat (Kypros, die Bibel und Homer I 230). — 11) Das Apollonfest auf Ithaka, das den Hintergrund für die Veranstaltung des Bogenkampfes abgibt, wird mit einer feierlichen Hekatombe begangen,

die von Herolden durch die Stadt geführt wird, während sich die Bürger ἄλλος ὕπο σκιερὸν ἑκατηβόλου Ἀπόλλωνος versammeln (ο 278). Der Dichter sagt nichts von einem Tempel, und das ist auch an dieser Stelle ein sicherer Beweis dafür, daß er an einen solchen nicht dachte.

Als technischer Ausdruck für den heiligen Raum, der einem Gotte gehört, begegnet wiederholt τέμενος: 12) Von Zeus wird erzählt, er sei auf den Gipfel Gargaron des Idagebirges gekommen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (Θ 48). Möglicherweise ist, worauf Helbig hindeutet, dieses Heiligtum identisch mit der Opferstätte des Zeus auf dem Ida, die X 174 erwähnt und für die als Priester Π 604 f. Onetor genannt wird. — 13) Als Achilleus seinem Freunde das Totenopfer bringt, betet er zu dem heimischen Flußgott Spercheios und gedenkt des Gelübdes, das vor der Ausfahrt nach Troja sein Vater getan hat (Ψ 145 ff.):

καῖσέ με νοστήσαντα φίλην ἔς πατρίδα γαῖαν  
σοί τε κόμην κερῆειν ῥέξειν θ' ἱερὴν ἑκατόμβην,  
πεντήκοντα δ' ἔνορχα πάρ' αὐτόθι μῆλ' ἱερεύσειν  
ἔς πηγὰς, ὅθι τοι τέμενος βωμός τε θυήεις.

Der Zusatz ἔς πηγὰς zeigt, daß der Dichter sich den Hergang beim Opfer deutlich vorstellt; für einen Tempel ist dabei kein Raum. — 14) Dieselbe Formel kehrt endlich wieder im Liede des Demodokos, der berichtet, Aphrodite sei nach ihrer Befreiung nach Paphos gegangen, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις (θ 363), und dort sei sie von den Chariten gebadet, gesalbt und in schöne Gewänder gekleidet worden. Nichts nötigt uns die Worte so zu verstehen, wie sie der Dichter des Aphrodite-Hymnos allerdings verstanden hat.

C. Zwei Heiligtümer bleiben übrig, bei denen es zweifelhaft ist, ob der Dichter einen Tempel oder nur einen heiligen Bezirk gemeint hat: 1) Die Absicht nach Phthia zurückzukehren begründet Achill damit, daß es keine Schätze gebe, die ihn für den Verlust des Lebens entschädigen könnten (I 404 f.),

οὐδ' ὄσα λάϊνος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἔεργει  
Ποίβου Ἀπόλλωνος Πυθοῖ ἐνὶ πετρῆεσση.

Diese steinerne Schwelle des Apollon wird dann noch einmal θ 80 erwähnt: Agamemnon habe sie überschritten, als er vor dem

Aufbruch zum Kriege sich dort ein Orakel erteilen ließ. Helbig (2. Aufl. 421) meint, der Ausdruck »nötige zum mindesten nicht »zur Annahme eines Tempels, da er mit gleichem Rechte auf den »Peribolos des heiligen Raumes bezogen werden könne«. Nach dem Tatbestand, wie wir ihn hier dargelegt haben, ist diese Deutung die wahrscheinlichere; und van Leeuwen (Mnemos. 34 S. 189) kommt ihr zu Hilfe durch die Vermutung, daß an Aufbewahrung in einer Höhle des Felsens gedacht sei. Aber freilich wird niemand gezwungen werden können dies anzuerkennen. — 2) Den Markt der Phäaken beschreibt Nausikaa (ζ 266 f.) mit den Worten:

ἐνθα δὲ τέ σφ' ἀγορὴ καλὸν Ποσιδήιον ἀμφίς,  
 ῥυτοῖσιν λάεσσι κατωρυχέεσσ' ἀραρυῖα.

Hier schwanken die Erklärer: einige halten das Ποσιδήιον für einen Tempel andere nicht. Mir scheint es auch an dieser Stelle, besonders mit Rücksicht auf die Art wie für dieselbe Stadt das Heiligtum der Athene (oben B 8) beschrieben wird, so gut wie sicher, daß es sich nicht um ein Haus, sondern um einen heiligen Platz handelt, der vielleicht durch eine Baumgruppe geschmückt war, also dem Ποσιδήιον ἄλλος in Onchestos (oben B 7) verglichen werden könnte.

Damit ist das Material erschöpft. Es zeigt sich, daß von den sechs Tempeln die überhaupt vorkommen einer (A 1) auf Rechnung der athenischen Interpolation zu setzen ist, einer (4) kein wirkliches Haus gewesen zu sein scheint, zwei weitere (5, 6) gar nicht als bestehend vom Dichter vorgestellt werden; nur das Verdienst sie gebaut zu haben oder das Versprechen sie bauen zu wollen gab den Anlaß zu ihrer Erwähnung, für die Handlung des Epos sind sie bedeutungslos. Wo im Zusammenhange dessen was uns der Dichter erzählt wirklich Gottesdienst ausgeübt oder eine Stätte des Kultus betreten wird, da sind es 14 mal Heiligtümer der älteren Art, nur in zwei Fällen richtige Tempel, der Athene (2) und des Apollon (3) in Ilios. Wenn wir nun sehen, daß diese beiden den Büchern E Z H angehören, und uns erinnern, daß in Z allein die Kunst des Schreibens, in demselben Buche das einzige Götterbild, das Homer kennt, erwähnt wird, in H und Δ zwei von den spärlichen Anfängen eiserner Waffen hervortreten, so gewinnt, denke ich, der eigentümliche und relativ moderne Charakter einer ganzen Partie immer deutlicheres Ansehen. Damit soll natürlich nicht

gesagt sein, daß in diesen Büchern nicht auch sehr Altes enthalten sein könne, oder daß jede der Stellen, an denen ein heiliger Hain oder Bezirk genannt wird, selbst älter sei als sie. Für eines der Beispiele (B 14) wäre dies sogar sicher falsch; denn es steht in dem Liede, das Demodokos bei den Phäaken vorträgt. Hier hat denn eben, wie so oft, die konventionelle Weise der Schilderung, der im Schulbetrieb erlernte poetische Stil sich mächtiger erwiesen als die Anschauungen, die der Dichter mit eigenen Augen in dem Lebenskreise der ihn umgab hätte sammeln können. Erst im Hymnos auf Aphrodite (58 ff.), wo das Heiligtum auf Paphos und der Dienst den dort die Chariten der Göttin leisten in ähnlichem Zusammenhange und großenteils mit denselben Worten wie in  $\vartheta$  beschrieben werden, ist ein Tempel dazugekommen.

Das Wort νῆός hat uns seiner lautlichen Gestalt wegen schon einmal beschäftigt (S. 109 f.). Es war eines der wenigen Beispiele für ionische Färbung des Vokals in jener Lautgruppe, die gemeingriechisch und auch äolisch als  $\bar{\alpha}o$  erscheint; und dieses Beispiel fiel um so mehr auf, weil das seiner Bildung nach gleichartige Wort λῆός immer den äolischen Vokal  $\bar{\alpha}$  bewahrt hat, nur in einigen abgeleiteten Namen das  $\eta$  zeigt. Der Unterschied blieb damals unerklärt; jetzt ordnet er sich aufs leichteste in einen natürlichen Zusammenhang ein. Die Blütezeit des Epos, und das war die in welcher es von den Äolern geschaffen wurde, kannte keine Tempel; sie gehören der späteren Periode an, in der ionische Sänger die Kunst weiter pflegten und die auf uns gekommenen großen Epen schufen: diese mußten wohl den neuen Begriff den sie einführten in der Form benennen, die ihrer eigenen Sprache gemäß war. Hier das Wirken eines Zufalls zu sehen<sup>30)</sup> kann nur dem gelingen, dem auch das Zusammenstehen von Formen wie  $\tilde{\alpha}\mu\mu$  und  $\tilde{\eta}\mu\epsilon\tilde{\iota}\varsigma$  (z. B.  $\eta$  203) nicht den Trieb erweckt eine Erklärung zu suchen. Ich denke, die Resultate, die auf verschiedenen Wegen der Forschung gewonnen worden sind, könnten gar nicht besser übereinstimmen und sich gegenseitig stützen als es hier der Fall ist.

30) Das tut van Leeuwen a. a. O. 187 sq.

Das letzte Beispiel führte uns von der kulturhistorischen Analyse zur sprachlichen zurück. Beide stimmen nicht bloß in solcher Einzelheit, sondern im großen darin überein, daß sie in der Hoffnung unternommen wurden, eine Scheidung älterer und jüngerer Stücke des Epos zu gewinnen, und daß sie diese Hoffnung zwar nicht getäuscht doch berichtigt und auf eine etwas andere Bahn gelenkt haben. Altertümliche Stücke mit rein mykenischer Kultur scharf abzugrenzen ist ebenso unmöglich wie die Herausschälung und Zusammenstellung der Bestandteile, die eine »äolische Ilias« gebildet haben könnten. War darum die Arbeit vergeblich, ist ihre Fortsetzung aussichtslos? Vielmehr sind wir gerade durch den Gang, den die Untersuchung auf beiden Gebieten, selbständig doch übereinstimmend, genommen hat, erst recht dazu gelangt, von dem nicht stückweise gemachten sondern in kontinuierlicher Entwicklung gewordenen Wachstum des Epos eine Anschauung zu haben. Und ein ganz greifbares Resultat ist doch auch gewonnen. Wie der äolische Laut des Digamma der Mundart, in der Ilias und Odyssee vollendet wurden, fremd, diese Mundart also schon die ionische war, so umgab damals auch schon ionische Kultur die Sänger und ihr Publikum. Ohne  $\mu\tilde{\eta}\nu\iota\varsigma$  und  $\mu\tilde{\eta}\nu\iota\delta\omicron\varsigma$   $\acute{\alpha}\pi\omicron\rho\rho\eta\gamma\iota\varsigma$  gab es keine Ilias, und die eine ist ionisch durch den Tempel, die andre jedenfalls jung wegen der Art der Bewaffnung<sup>31</sup>).

Zu eben dieser Ansicht bekennt sich neuerdings Finsler auf Grund einer speziellen Studie über »das homerische Königtum« (NJb. 17 [1906] S. 313 ff.), in dem er nicht die mächtige alte Monarchie, von der die Bauten zeugen, sondern eine dem erblichen Archontat der historischen Zeit ähnliche Einrichtung erkennt. In der Hauptsache wohl richtig; im einzelnen dürfte sich bei erneuter Prüfung das Bild etwas weniger einheitlich gestalten, als es ihm erscheint. Das Gleiche gilt von dem Versuche, den jüngst Robert Holsten gemacht hat, »Griechische Sittlichkeit in mykenischer Zeit« auf Grund des Epos und der Denkmäler darzustellen

31) Etwas genauer begründet ist dieser Gedanke im Zusammenhang einer Prüfung von Roberts »Studien zur Ilias«, aus der ich ihn gewonnen habe (NJb. 9 [1902] S. 98). Erheblich früher hat, wie ich jetzt sehe, Wilamowitz erkannt, daß das Dogma von der Ursprünglichkeit des A aufgegeben werden muß (Göttinger Nachrichten 1895 S. 234).

(1908). Hier sind umgekehrt die jüngeren Elemente zu sehr zurückgedrängt, allzu ausschließlich diejenigen Züge verwertet, die von Homer aus in die Vergangenheit deuten und, da diese dem rückschauenden Auge in rosigem Lichte zu erscheinen pflegt, in ihrer Zusammenfassung ein Bild friedlichen und reinen Daseins ergeben, wie es niemals und nirgends, auch auf griechischem Boden nicht, der Wirklichkeit angehört hat. Daß überhaupt in den Verhältnissen geistigen Lebens die Ansetzung bestimmt charakterisierter Perioden noch schwieriger ist, als da wo Bauten, Geräte, Waffen der Vergleichung feste Anhaltspunkte bieten, liegt in der Natur der Sache. Trotzdem wollen wir es wagen das wichtigste dieser Gebiete in den Kreis unserer Betrachtung hereinzuziehen.

---